Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 32 Leipzig, den 9. August 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Geheimnis unsers Gebetslebens: 1 — Zur Psychologie des Glaubens: 3. Der Glaube an Christus, Glaubensgedanken und Dogmatik — Von den Verdiensten der Päpste um die Erhaltung der Sache der Reformation (Schluß) — Das Alte Testament und der christliche Religionsunterricht — Emanuel Geibel in Leben und Lyrik: 1. Geibel und wir. Geibels dichterische Eigenart — Verschiedenes: Ueber Wagner; Die Schriften des Neuen Testaments; Die Jugend Zinzendorfs im Lichte ganz neuer Quellen; Mein Sohn; Das Christentum und die Frauenfrage; Zu unsrer Notiz über das Protokoll des Fünften Evangelisch=sozialen Kongresses; Zeitungsanzeige; Kaiser Wilhelm II. über Zola — Anzeigen

Das Geheimnis unsers Gebetslebens

Desselbigen gleichen auch der Geist hilft unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sichs gebühret; sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste, mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen forschet, der weiß, was des Geistes Sinn sei; denn er vertritt die Heiligen nach dem, das Gott gefällt. Röm. 8, 26.

1

Der Apostel Paulus sagt uns hier etwas über das Geheimnis unsers Gebetslebens, und zwar etwas sehr Wahres und etwas sehr Tröstliches.

Etwas sehr Wahres. Dies liegt in den Worten: Wir wissen nicht, was wir beten sollen. Fordert einmal einen Mann, der der Religion entfremdet und deshalb des Betens entwöhnt ist, auf, er solle doch wieder einmal beten — er wird euch antworten: Ich weiß nicht, was ich beten soll. Oder setzet den Fall, er empfinde selbst, etwa wenn ihm die Not des Lebens hoch übers Haupt geht, das Bedürfnis zu beten — dann hört ihr ihn klagen: Ach, wüßte ich nur, was ich beten soll! Das ist so einfach, so begreiflich, daß weitere Worte darüber nicht nötig erscheinen.

Aber nicht bloß an solchen, die der Religion den Rücken gekehrt haben, bewahrheiten sich des Apostels Worte. Ein frommer Mensch tritt vor Gott, um, wie er gewohnt ist, zu ihm zu beten; da findet er sein Herz matt, nicht brünstig zum Gebet. Er hat vielleicht gerade friedliche Zeiten, in denen der Strom seines Lebens ruhig und glatt dahinfließt; nichts ist, was ihn sonderlich erregte, weder Freud noch Leid, so ist auch seine Frömmigkeit still, sie kann gleichsam ihre Schwingen nicht lüften, um den gewohnten Flug nach oben zu nehmen: was soll er beten? Er weiß es nicht, und was er weiß, scheint ihm so unbedeutend, so alltäglich, so gewohnheitsmäßig, daß er es nicht beten mag.

Ein andrer wieder bringt ein Herz voll heller Freude oder voll schwerer Sorgen zum Gebet mit. Jubelnd will es in Dank ausströmen, innigst will es sich vor Gott entlasten. Da, wie er ernstlich an den Vater im Himmel denkt, wie er sich den Ewigen, Großen, Heiligen, mit dem er redet, vergegenwärtigt, da bebt er zurück, da zweifelt er: ist, worüber du so froh bist, wirklich solch lebhaften Dankes wert? Ist, was dich so sehr beschwert, wirklich für einen Christen eine so drückende Last? Kennst du keine höhern Güter, daß du jetzt über den Erwerb oder Verlust dieses einen schier außer dir bist? Kann solche Stimmung und Verfassung des Herzens vor Gott bestehen? Und wenn nicht, was dann? — er fängt an, nicht mehr zu wissen, was er beten soll.

Es kann auch sein, daß wir genau wissen, was wir beten wollen: wir wollen um Abwendung dieser oder jener Gefahr oder wollen um Erlangung dieser Hilfe, jenes Gutes bitten. Wem, der mit solchem Vorsatz je gebetet hätte, wäre nicht einmal das Bedenken gekommen, ob es auch recht sei, gerade darum zu bitten? Wissen wir doch in unsrer Kurzsichtigkeit nicht, was uns oder unsern Lieben heilsam ist; Gottes Wege sind ja höher als die unsrigen. Können wir also hoffen, erhört zu werden, ja dürfen wir überhaupt beten, daß Gott uns gerade diesen Wunsch erfülle, gerade in diesem Punkte erhöre? Gesetzt auch der Wunsch sei berechtigt, so will ihn Gott vielleicht uns doch nicht gewähren; wir sollen uns in seinen Willen ergeben, entsagen lernen, also stille sein. Und es wäre ja nicht unbillig von Gott, solches von uns zu verlangen. Wie oft haben wir nicht gethan, was er von uns forderte, worum er uns bitten ließ durch das Wort des Evangeliums. Wo ist also die Würdigkeit, auf die wir pochen, wo sind unsre Verdienste, für die wir etwa Gegenleistungen fordern dürften? Um was dürfen wir bitten, was sollen wir beten? Die rechte Freudigkeit und Gewißheit ist dahin; sind wir vielleicht mit zu viel Vertrauen an das Gebet herangetreten, so haben wir jetzt zu wenig. Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sichs gebührt. Ja, „wie sichs gebührt." Denn daß sich nicht alles im Gebete gebührt, das sagt uns unsre natürliche Ehrfurcht vor Gott. Schon wenn wir mit Höherstehenden, mit den Großen dieser Erde reden, geht es uns ja ganz ähnlich, und der Gedanke an den Abstand zwischen ihnen und uns bringt unsre Rede leicht in Verwirrung. Nun, hier stehen wir vor dem Größten, vor dem Ewigen, Heiligen, Unbestechlichen, dem Herzenskündiger, dem Allsehenden und Allweisen, wir schwachen, armen, sündigen, elenden Geschöpfe: ists ein Wunder, daß auch da unsre Rede sich verwirrt, daß wir nicht mehr wissen, was wir beten sollen, wie sichs vor ihm gebührt?

Und was dann? — Dann kann das Gebet uns eine Versuchung, dann kann, was uns gegeben ist als die höchste Erquickung und das kräftigste Heilmittel unsrer Seele, zur Qual werden und zur Verzweiflung bringen; und wo anfangs die Himmelsleiter stand, die uns zu unserm Gott emporführen sollte, senken sich jetzt die Sprossen einer andern Leiter in eine Tiefe hinab, deren Ende wir nicht absehen, von der wir nur wissen: dort ist Gott nicht.

Aber da kommt nun das andre Wort des Apostels und tröstet uns mächtig: der Geist hilft unsrer Schwachheit auf, der Geist vertritt uns aufs beste. Wissen wir nicht, was wir beten sollen, der Geist Gottes selbst redet an unsrer Stelle.

H B

Zur Psychologie des Glaubens

3. Der Glaube an Christus, Glaubensgedanken und Dogmatik

Daß die Wirkungen Christi auf uns nicht getrennt bald in Anschauungen seiner Person, bald in Gefühlen, bald in Entschlüssen und Handlungen, bald im Denken sich äußern, ist von vornherein klar. Nur lassen sich die betreffenden Vorgänge nicht anders beschreiben als so, daß sie einzeln in Betracht gezogen werden. In der Seele müssen Fühlen, Denken und Wollen immer mit einander verbunden sein. Die Wirkungen, die Christus auf uns ausübt, können daher auch nicht nur im Fühlen und Wollen verlaufen, wie sie bisher dargelegt wurden, sondern müssen das Denken mit in ihren Bereich ziehen. Doch ist in Bezug auf das Denken zu bemerken, daß die Denkarbeit zwar eine psychische Notwendigkeit ist, aber nicht wesentlich zu dem religiösen Prozeß gehört. Sie ist nur seine Begleiterscheinung. Würde sie in den Vordergrund gedrängt, so könnte durch das Denken, als Begriffsdenken verstanden, unsre Auffassung Christi leicht so sehr verändert werden, daß unter den Gedanken und Begriffen der lebendige Christus verloren ginge und sein Wirken auf uns gehindert würde.

Die Jünger empfingen täglich Einwirkungen von Christus. Bald wiederholten sich ähnliche, bald erfuhren sie neue. Die empfangnen Eindrücke konnten nicht unverbunden bleiben in ihrer Seele. Die Jünger wurden durch das Einheitsstreben ihrer Vernunft gedrängt, die gleichen Eindrücke mit einander zu verschmelzen und die andern auszuscheiden oder mit ihrer Hilfe neue Gefühls- und Vorstellungsgruppen zu bilden. Dadurch entstanden ganz bestimmte Allgemeinvorstellungen von Christus in ihnen. Die herrschenden vor allen, die schließlich die andern unter sich zwangen, fanden ihren Ausdruck in dem schon angeführten Bekenntnisse bei Cäsarea Philippi. Diese so entstandnen Allgemeinvorstellungen oder psychischen Begriffe, in die sich die gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen zusammenfaßten, können mit dem Namen „Glaubensgedanken" bezeichnet werden. Sie bestehen nicht in logisch geordneten Reihen und Verbindungen von Vorstellungen, sondern sind unwillkürliche Zusammenfassungen, wie sie nach den Gesetzen der Vorstellungsverbindung (Assoziation) in der Seele entstehen. Sie sind sprachlich ausgedrückt Allgemeinbilder, in denen alles Gleichartige der gewonnenen Eindrücke zu einem Ganzen vereinigt ist. Durch die wiederholt angeschaute Hoheit und Würde Jesu, durch die Gewalt seiner Rede, die weit über die Art der Schriftgelehrten und Pharisäer hinausragte, entstand für die Jünger allmählich immer sicherer der Gesamteindruck, der sich etwa in die Worte zusammenfassen ließe: „er ist ein Prophet, er ist höher, edler als alle andern, er ist der Messias, er ist Gottes Sohn" — Allgemeinvorstellungen, zugleich den Zeitanschauungen entnommen, denen die begriffliche Durcharbeitung noch völlig fehlte. Die meisten Menschen begnügen sich mit diesen allgemeinen „Glaubensgedanken." Sie fassen die frommen Eindrücke, die sie gewonnen haben, in einigen allgemeinen Vorstellungen und Gedanken zusammen, ohne sie aber unter einander oder mit andern Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in Verbindung zu bringen. Der natürlich auch ihnen innewohnende Einheitstrieb bringt nur vereinzelte Verbindungen zustande, weil seine zusammenfassende Thätigkeit immer wieder durch andre Eindrücke unterbrochen wird, weil des Lebens Sorgen und Freuden es zu keiner umfassendern Sammlung kommen lassen. Daher kann es geschehen, daß jemand die größten Widersprüche in seinem Innern trägt, eben weil er die einzelnen Vorstellungsgruppen nicht in Beziehung zu einander bringt und daher die Gegensätze in ihm gar nicht mit einander in Widerstreit geraten können, um schließlich ausgeglichen zu werden. Die wenigsten Menschen fühlen, denken und handeln im Zusammenhange. Fromme und gottlose Gefühle, christliche und unchristliche Gedanken sind in ihrer Seele neben einander wie Fremde, ohne sich jemals gegenseitig kennen zu lernen, ohne, wie man sich auch ausdrücken dürfte, einander jemals vorgestellt zu werden, weshalb auch keine Verbindung unter ihnen entstehen kann.

Nur dort, wo bestimmte Vorstellungen von besondrer Gewalt sind, wo die Eindrücke, durch die sie hervorgerufen wurden, außerordentlich stark waren, bringen sie die andern in der Seele wohnenden unter ihre Botmäßigkeit. Dabei kann es nun geschehen, daß die herrschenden Vorstellungen die andern ganz zurückdrängen oder sie zur Verbindung mit sich zwingen. Der erste Vorgang in den Herzen der Jünger war ganz gewiß der, daß das imposante Auftreten Jesu und die von ihm ausgehenden Wirkungen alle übrigen Gefühle und Gedanken zurückschoben. Dann aber, als die von Christus ausgehenden Eindrücke durch die Gewohnheit in etwas abgeschwächt waren und infolge davon die früher in der Seele der Jünger herrschenden Vorstellungen langsam und leise wieder sich erhoben, mußten diese mit dem Hauptgedanken „Christus" und mit dem anhaltenden Gefühle der von ihm ausgehenden Gewalt sich verbinden. So kamen die Jünger innerlich in Gemeinschaft mit Christo, fühlten sich von ihm innerlich überwältigt und zu ihm emporgezogen. So entstanden der Glaube an ihn und die damit im Zusammenhange stehenden Glaubensgedanken der Jünger, und so müssen Glaube und Glaubensgedanken in jedem Menschen entstehen.

Genau auch bis zu der Grenze, wo die Glaubensgedanken sich bilden, reicht der Glaube. Sein Anfang aber ist dort, wo die ersten überwältigenden Eindrücke auf die menschliche Seele einwirken. Durch sie wird er hervorgerufen. Ihnen gegenüber verhält sich die Seele zunächst passiv, nur empfangend. Die Aktivität, d. i. die innere Reaktion auf die empfangnen Eindrücke, beginnt erst da, wo die durch den empfangnen Eindruck erregten Gefühle Vorstellungen auslösen und Willensentschlüsse. Das Erste sind demnach Gefühle der Lust oder Unlust, des Abscheus oder der Zuneigung, der Furcht oder der Freude. Durch sie entsteht der Wunsch der Fernhaltung oder Annäherung. Das ist der früheste Akt des Glaubens, daß ein Streben entsteht nach der Person hin, die Eindruck auf uns macht. Hier wandelt sich die Passivität des Empfangens in die Aktivität des Hinstrebens nach dem andern. Christi Person zieht den, auf den sie wirkt und in dessen Seele sie Gefühle der Freude, des Trostes, der Bewunderung, der Achtung erweckte, zu sich hin. Hierdurch entsteht Gemeinschaft mit ihm. Aus den Gefühlen erwachsen dann Vorstellungen, Allgemeinbilder von seiner Hoheit und seiner Größe, Werturteile über seine Person und im Anschluß daran Entschlüsse und Handlungen. Durch diese wird der Glaube zu einem lebendigen. Die Gedanken aber, von denen sie begleitet und geleitet werden, drücken noch kein theoretisches Erkennen aus, sind noch nicht abstrakte Begriffe und logisch geordnete Begriffsverbindungen.

Die überwiegende Anzahl der Menschen begnügt sich mit solchen Glaubensgedanken ihr ganzes Leben hindurch. Sie haben moralisch-religiöse Gefühle, moralisch-religiöse Allgemeinvorstellungen und moralisch-religiöse Willensregungen, die zu Handlungen werden. Damit kommen sie aus, und mehr gehört in der That nicht zur Religiosität. Mehr gehört nicht zu dem Glauben an Christus und zu dem Wandel in seinem Geiste. Eines nach logischen Kategorien geordneten Gedanken- und Begriffssystems bedarf es nicht. Zu einem religiösen Leben sind keine Dogmen erforderlich, sofern darunter aus abstrakten Begriffen bestehende, logisch geformte Lehrsätze verstanden werden. Religion kann ohne Logik im engern Sinne und darum auch ohne Dogmatik bestehen und besteht thatsächlich ohne diese. Nur religiöse Erfahrung ist notwendig zu ihrem Entstehen und zu ihrem weitern Bestande. Religiöse Erfahrung aber ist zusammengesetzt aus religiösen Eindrücken, religiösen Gefühlen, religiösen Allgemeinvorstellungen (psychischen Begriffen), religiösen Willensregungen und religiösen Handlungen, die stets wieder gegenseitig ineinander greifen und sich anregen, das Religiöse, sofern es das Christentum betrifft, immer zusammengedacht mit dem Moralischen. Wer von Christo Eindrücke empfängt, innerlich von diesen überwältigt, dadurch in seinen Gefühlen befriedigt und emporgehoben, zu Christo hingezogen wird, die Allgemeinvorstellungen des Rettenden, Stärkenden, Freimachenden und innerlich von allem Uebel Erlösenden hiermit verbindet und auf diese Weise zu Willensentschlüssen und Handlungen im Sinne Christi sich angetrieben fühlt, also innerlich vollständig umgewandelt und nach Christi Bild gestaltet wird, der ist ein Christ,

ob ihm eine Dogmatik bekannt ist oder nicht. So etwa läßt sich, in ganz allgemeinen Zügen angedeutet, der christliche Glaube beschreiben.

Je mehr allerdings die Denkthätigkeit und das Denkbedürfnis in einem Menschen entwickelt ist, desto gewisser wird er zur Bildung von Dogmen geführt werden. Der Einheitstrieb der menschlichen Seele fordert eine Verbindung der einzelnen religiösen Allgemeinvorstellungen unter einander. Er veranlaßt den Denkenden, Zusammenhang herzustellen in seinem innern Leben, Widersprechendes zu entfernen oder die Widersprüche unter eine höhere Einheit zu bringen. Hierdurch bilden sich aus psychischen Begriffen logische, abstrakte Einheiten, die nur gedacht, nicht mehr vorgestellt werden können, wie gottgleich, Gerechtigkeit, Wahrheit, Rechtfertigung. Diese Begriffe werden dann zu einem den Denkgesetzen entsprechenden logischen Ganzen vereinigt, oder es wird wenigstens der Versuch hierzu gemacht. Es entsteht ein dogmatisches System. Für die meisten Menschen wird es nur bei einem ihnen mehr oder weniger gelingenden Versuche hierzu bleiben, weil sie nicht an systematisches Denken gewöhnt sind und durch anderweitige, immer wieder störende Einflüsse von außen und innen an dem ruhig-überlegenden Durchdenken des religiösen Begriffsmaterials gehindert werden.

Der Mann der Wissenschaft aber, in dessen Denken das Einheitsstreben am klarsten entwickelt ist, wird zu einem System gelangen, doch kaum zu einem solchen, das völlig lücken- und widerspruchslos wäre, für das kein Problem mehr bestünde, wenn es auch etwa als eine geschlossene Einheit von ihm angesehen werden sollte. Die Arbeit freilich, die hiermit geleistet wird, gehört nicht mehr zur Religion, sondern zur Wissenschaft, die ihren Höhepunkt findet in der metaphysischen Spekulation, zu der sie von dem Einheitstriebe der menschlichen Seele gedrängt wird. In ihr handelt es sich um theoretische Erkenntnis, nicht um Glauben, um Beschäftigung mit abstrakten Begriffen, nicht um lebendige innere Erfahrung, um Erforschung der Natur- und Geistesgesetze, nicht um Erhebung zur Gemeinschaft mit Gott durch Christus. Damit ist nicht gesagt, daß Religion und Wissenschaft von einander getrennt sein oder einander gar widersprechen müßten, sondern nur, daß sie von einander zu unterscheiden sind. Wie sie sich gegenseitig verhalten, ist zwar von ganz besonderm Interesse und wichtig für die innere Einheit des Menschen, ist aber hier nicht weiter darzulegen. Nur das sei hervorgehoben, daß die Aufstellung eines wissenschaftlichen Systems keine religiöse Thätigkeit, und Dogmatik nicht Religion ist.

Dogmatik aber muß entstehen mit zwingender Notwendigkeit, sobald Glaubensgedanken entstanden sind und das Denken nach weiterer Entwicklung strebt. Dogmatik ist demnach nicht ein zufälliges und willkürliches Erzeugnis, sondern ein durchaus unvermeidliches, man darf sagen, mit Naturnotwendigkeit hervorgebrachtes und weiter hervorzubringendes Produkt, Natur als wesentliche Beschaffenheit des Menschen verstanden. Die irren daher, die die Dogmatik überhaupt bekämpfen. Sie gehört zur Einheit der menschlichen Geistesentwicklung.

Deutlich ist aber auch dieses, daß dort, wo Erweckung des Glaubens, wo religiöse Erziehung der Jugend oder der Gemeinde bezweckt wird, mit dem Dogmatischen nicht begonnen und dieses nicht in den Vordergrund gestellt werden darf. Die religiöse Erfahrung, die mit dem religiösen Eindruck anfängt und mit den Gedanken des Glaubens sich vollendet, ist das Erste. Außerhalb ihres Gebiets liegt die begriffliche Bearbeitung der Glaubensgedanken, erst als eine Folgeerscheinung der bereits entstandnen Religion. Das war und ist der große Unterschied zwischen der Theologie des Paulus und der Religion der Urapostel, daß jener den Versuch eines dogmatischen Systems machte, diese nur Glaubensgedanken aussprachen. Er, der Schriftgelehrte, kam mit einem bedeutenden Vorrat abstrakter religiöser Begriffe an Christus heran und begann sofort die religiösen Eindrücke, die er gewonnen hatte von Christo, begrifflich zu bearbeiten.

Darum tritt das Leben Jesu völlig bei ihm zurück. Er betont die Lehre und zwingt seinen Christusglauben in das rabbinische Gedankensystem, ohne sich freilich stetig in dem systematischen Gedankengange zu bewegen. Er schwankt in seinen Briefen zwischen Religion und Dogmatik. Für ihn als den Schriftgelehrten war gerade dieses das Entsprechende und mag für manchen andern mit der Schriftgelehrsamkeit Vertrauten genügen. Doch christlicher Glaube in reinem Sinne kann nur entstehen durch den evangelischen Christus, nicht durch den dogmatischen. Das ist der noch immer nicht überwundne Fehler des Protestantismus, daß er sich auf die Theologie des Paulus stützt. Die protestantische Kirche muß, um christlichen Glauben und christliches Leben zu schaffen, zurückkehren zu dem evangelischen Christus. Dann braucht sie nicht mehr zu leben von Angriff und Abwehr, sondern kann alle ihre Kräfte verwenden zum positiven Aufbau und wird so aus einer protestantischen eine wahrhaft evangelische Kirche.

Katzer

Von den Verdiensten der Päpste um die Erhaltung der Sache der Reformation

4

Aber zum zweiten male wiederholte sich die gefährliche Konstellation, die im Jahre 1529 bereits die Lage der Protestanten in Deutschland gefährdet hatte. Nach glücklichem Kriege gegen Frankreich hatte Karl 1544 im Frieden von Crespy diesen gefährlichsten Gegner beseitigt und damit den Evangelischen einen starken politischen Rückhalt genommen. Der Papst willigte jetzt ein, das Konzil nach Trient auszuschreiben, und schloß mit dem Kaiser einen Vertrag ab, in dem er ihm große Geldsummen und bedeutende Hilfstruppen für den Krieg gegen die Ketzer in Deutschland zusagte. Das Ungewitter zog sich jetzt über dem Schmalkaldischen Bunde, der durch innere Reibungen noch dazu geschwächt war, unheilvoll zusammen. Nach einer kurzen Frist, durch die der Kaiser für sich Zeit zu den nötigen Rüstungen gewonnen und die Evangelischen glücklich über seine feindseligen Absichten getäuscht hatte, brach dann der Sturm im Schmalkaldischen Kriege los.

Es ist bekannt, welchen Ausgang dieser große Religionskrieg des Kaisers gegen den Schmalkaldischen Bund genommen hat. Uneinigkeit und mangelhafte Leitung unter den evangelischen Fürsten, der Abfall des Herzogs Moritz von Sachsen von der Sache der Reformation und manche andre Ursachen wirkten zu der für die Evangelischen so unglücklichen Wendung des Kampfes zusammen. Karl V. zog jetzt in Wittenberg ein, wo er freilich nicht mehr den lebendigen Luther, sondern nur noch sein Grab in der Schloßkirche antraf. Das Altarbild in der Stadtkirche Wittenbergs, das Luther darstellt, wie er den gekreuzigten Christus der andächtigen Gemeinde verkündigt, zeigt noch heute in der Figur Luthers einen Riß in der Leinwand, der durch einen eifrigen spanischen Offizier mit einem Degenstich gegen den Luther in effigie veranlaßt sein soll. Die beiden Führer des Schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich und Philipp von Hessen, waren die Gefangnen des Kaisers; die Macht der Evangelischen war zusammengebrochen, und der sieghafte Kaiser konnte jetzt auf einem neuen Augsburger Reichstage den Besiegten die Glaubensformeln vorschreiben, durch die sie zur katholischen Christenheit zurückgeführt werden sollten. Es schien jetzt um die Reformation in Deutschland geschehen zu sein. Wenn nun trotz dieser Niederlage des Schmalkaldischen Bundes die kaiserlichen Pläne vereitelt worden sind, woran lag es? Gewiß wollen wir nicht den tapfern Glaubensmut einer Schar von evangelischen Männern vergessen, die in der Zeit, wo die Politiker mutlos und das theologische Haupt der Evangelischen, Melanchthon, kleingläubig zur Nachgiebigkeit bereit waren, mit lutherischer Glaubenskraft und trotziger Unbeugsamkeit die Fahne des Evangeliums hochgehalten haben. Aber wir wollen auch hier den Dank nicht vergessen, den wir dem Papste in Rom schuldig sind. Denn eben jetzt geschah das Widersinnigste, was in dieser Lage das Haupt der katholischen Christenheit beginnen konnte. Mitten in den Glückstagen der kaiserlichen Waffen that die päpstliche Eifersucht gegen Karl alles nur Erdenkliche, um ihn zu reizen und ihm Steine in den Weg zu werfen. Hatte doch der Papst mitten im Feldzuge plötzlich seine Hilfstruppen zurückgezogen und damit begreiflicherweise

den Kaiser aufs empfindlichste verletzt; hatte er doch ferner in Bezug auf das endlich zu stande gebrachte Konzil gerade das gethan, was, wie er wußte, den kaiserlichen Wünschen schnurstracks zuwider war. Der Kaiser hatte gefordert, daß die großen Lehrentscheidungen gegen den Protestantismus nicht eher vorgenommen würden, als bis er durch die Waffen die Protestanten gezwungen haben würde, am Konzil teilzunehmen, dort Gehör zu finden, dann aber auch dieses Konzils Beschlüsse anzuerkennen. Nichtsdestoweniger ließ der Papst sofort in Trient auch mit Lehrdekreten vorgehen, und als nun der Kaiser die Protestanten niedergeworfen hatte, verlegte der Papst schleunigst das Konzil von Trient noch Bologna, teils um dessen Besuch durch die Protestanten zu verhindern, teils um es dem Einfluß der kaiserlichen Macht möglichst zu entrücken. Ueber diese Verlegung des Konzils kam es zu einem Konflikt zwischen Kaiser und Papst, der so scharf wurde, daß der Papst die in dieser Zeit geschehene Ermordung seines Sohnes unbedenklich dem Kaiser in die Schuhe schob, und daß dieser wieder einen Schriftenwechsel mit der Kurie begann, der an die schlimmsten Konfliktszeiten des Jahres 1527 erinnerte. Dies völlige Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst in dem Augenblick, da der Kaiser im Interesse der katholischen Kirche siegreich das Schwert gezogen und am Ziel seiner langjährigen politischen und kirchlichen Wünsche angelangt zu sein schien, ist eins der wunderbaren Mittel geworden, durch die Gottes Hand die Vernichtung von Luthers Werk von Deutschland abgewehrt hat.

5

Es ist nicht meine Absicht, diesen Rückblick auf die unfreiwilligen Verdienste, die das Papsttum sich um die Reformation erworben hat, weiter durch die Kirchengeschichte hindurch zu verfolgen.*) Aber aus dem, was ich hier soeben zusammengestellt habe, möchte ich noch ein Fazit ziehen. Zunächst ist ja wohl, was wir uns vergegenwärtigt haben, eine merkwürdige Illustration zu dem Worte unsers Liedes Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht. Auch dem Auge, das sonst in der Geschichte nur die menschlichen, endlichen Ursachen prüfend ins Auge faßt, offenbart sich hier in eindrücklicher Kraft die göttliche Leitung, die sich auch der Feinde bedient und ihre Anschläge in seine Wege einzuordnen weiß, damit sein Wille geschehe. Das macht die Reformationsgeschichte zu einer klassischen Periode der Kirchengeschichte, daß wir der leitenden Gotteshand, seiner Weise, die Wege zu bereiten und auch in den größten Gefahren sein Werk zu erhalten, deutlicher uns bewußt werden als in vielen andern Abschnitten derselben Geschichte. Wie uns Luthers Leben, seine Entwicklung zum Reformator, ein Paradigma göttlicher Führungen ist, so auch die Bewahrung von Luthers Werk unter den augenscheinlichsten und scheinbar unüberwindlichen Fährlichkeiten. Aber noch eine andre Betrachtung drängt sich uns auf. All jene groben taktischen Fehler und unbegreiflichen Kurzsichtigkeiten, die wir jetzt den Päpsten der Reformationszeit nachrechnen und nachweisen können, und angesichts deren wohl auch einem Katholiken etwas schwül zu Mute werden muß, da er hier in seinen Päpsten die schlimmsten Schädiger der katholischen Interessen erkennen kann: sie hingen doch alle damit zusammen, daß das Papsttum seine Hand nach Länderbesitz ausgestreckt hatte, daß die Päpste zugleich weltliche Fürsten mit dynastischen Interessen geworden waren und in die Irrgänge der großen europäischen Politik hineinverflochten wurden. Das ist bekanntlich seit 1870 anders geworden. Nachdem die großen Besitzungen, die die Päpste im Laufe der Zeit an sich gebracht haben, schon im vorigen Jahrhundert verkürzt und in diesem Jahrhundert immer mehr geschmälert worden waren, hat endlich der deutsch-französische Krieg Italien die lange gewünschte Gelegenheit gegeben, völlig damit aufzuräumen. Seitdem ist, wie wir alle wissen, die Macht der römischen Kirche allerorten, sonderlich auch bei uns in Deutschland, zusehends gewachsen. Nach meiner

*) Für spätere Zeiten sei auf die Schrift von Gregorovius, Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser (Stuttgart, 1879), verwiesen, die den Nachweis führt, wie päpstliche Politik im dreißigjährigen Kriege unfreiwillig der evangelischen Sache gedient hat.

Ueberzeugung besteht zwischen diesen Dingen ein sehr genauer innerer Zusammenhang. Ich bekenne, daß ich allen Deklamationen in der katholischen Presse und auf Katholikenversammlungen, die nach Wiederherstellung des Kirchenstaates schreien, nicht recht zu trauen vermag; denn ich sage mir, daß jeder Katholik, der Geschichte gelernt hat, auch wissen muß, daß dieser Länderbesitz die Kette an den Füßen der römischen Päpste, vielmehr ein Hindernis als eine Förderung der katholischen Interessen gewesen ist. Jenes stürmische Verlangen nach Wiederherstellung des Kirchenstaates ist ein prächtiges Mittel, um die Massen des katholischen Volkes in beständiger Aufregung wegen Vergewaltigung der heiligen Kirche zu erhalten und den Staaten Ungelegenheiten zu machen; aber der ernsthafte Wunsch einsichtiger Katholiken kann es nicht sein. Von der Stellung der Päpste gilt Aehnliches wie von der der Bischöfe. Hat etwa die katholische Kirche dadurch eine Einbuße erlitten, daß ihre Bischöfe nicht mehr weltliche Herrn und Reichsstände sind? daß ihre Würden nicht mehr als Apanage für jüngere Söhne katholischer Fürstenhäuser in Betracht kommen? Was sie äußerlich eingebüßt hat durch die Säkularisation, das ist reichlich aufgewogen durch den Zuwachs an kirchlichem Interesse und an Hingabe an die katholische Sache, die sich jetzt bei ihren Bischöfen finden. Auch das Papsttum hat innerlich gewonnen durch die Einbuße der weltlichen Herrschaft. Aber darum ist die katholische Kirche von heute für uns ein um so gefährlicherer Feind, je ausschließlicher sie alle ihre Organe in den Dienst ihres Systems stellt: sie besitzt stärkere Konzentration, festere Organisation als in irgend einer frühern Zeit. Wozu mahnen diese Verhältnisse uns?

6

In jenen Jahren, in denen am päpstlichen Hofe der Entschluß gefaßt war, mit rücksichtsloser Schärfe zunächst in Italien selbst die evangelische Lehre auszurotten und ihre Bekenner zu vernichten, schrieb einer der edelsten Bekenner des Evangeliums in Italien, Aonio Paleario, an die Häupter der Reformation in Wittenberg, Straßburg und Genf einen beweglichen Brief, aus dem ich wenigstens eine Stelle als besonders zeitgemäß herausheben möchte.

Wenn es unter Euch irgendwelchen Zwist giebt, so legt ihn um Gottes willen beiseite. Es kommt die Kunde zu uns, ach, nicht dunkel, und nicht nur durch ein vages Gerücht, daß unter Euch großer Streit und Meinungsverschiedenheit ausgebrochen ist, sodaß Ihr auseinandergefahren seid und nicht eines Sinnes werden könnt, ja nicht einmal geneigt seid, an demselben Ort zur Aussprache zusammenzukommen. Ach, liebe Brüder, bedenkt doch diese unsre Zeit und bringt es Christo dar, daß Ihr unter einander eins werdet, um den Ansturm der Gegner abzuwehren. Wenn Ihr doch einig seid in der Verwerfung so vieler und so großer Mißbräuche der römischen Babel, wenn Ihr ferner eins darin seid, die apostolischen Anordnungen zu bewahren und das Evangelium zu verteidigen; wie darf Euch dann so spalten und trennen, daß Ihr in einem oder vielleicht zwei Punkten verschiedner Meinung seid? Unsre Feinde rüsten sich, sind voller Macht und stehen wie Ein Mann gegen uns; schließt Euch um Jesu Christi willen zusammen, damit nicht, wenn sie jetzt siegen und Ihr hinterher Euch aufrafft, die christliche Gemeinschaft nicht mehr vorhanden sei, die Ihr noch schützen könntet. Besteht unter Euch ein Zwiespalt in der Auslegung der einen oder der andern Schriftstelle, so werdet doch darüber nicht handgemein; lasset einen jeden seiner Ueberzeugung folgen. Dann wird die Zeit kommen, daß Euch Gott auch in den Punkten, über die Ihr jetzt streitet, zur Einmütigkeit verhelfen wird. Bis dahin nehmt Euch an, verteidigt, schützt die Güter, über die Ihr ohne Zweifel und Schwanken eine feste und beständige Ueberzeugung habt. Was für einen Mut, meint Ihr wohl, werden die Männer fassen, die Ihr in Italien, Frankreich, Spanien mit Euern Schriften erweckt habt, wenn Sie hören sollten, daß die Deutschen nicht nur nicht mehr zerspalten sind — Ihr wißt wohl, daß uns die Gegner immer das zuerst vorrücken: „Gott sei doch nicht ein Gott solcher Unordnung und Parteiung“ —, sondern wenn sie hören sollten, daß auch die Deutschen mit den Evangelischen in England und in der Schweiz einig geworden seien.

Soviel aus jenem inhaltreichen und herzbewegenden Briefe. Er redet auch noch zu unsrer Zeit und unserm Geschlecht. Die Kalamität, die damals von den Evangelischen im Auslande so besonders schwer empfunden wurde, sie lähmt auch heutigen Tages noch den deutschen Protestantismus und macht ihn Rom gegenüber so schwach. Gott schenke uns den festen und getrosten Glauben der Reformatoren und helfe uns zum Zusammenschluß gegenüber dem gemeinsamen Feinde und den gemeinsamen

Gefahren; zum Zusammenschluß unter denen, die denselben teuern Glauben empfangen haben und dem deutschen Volke das Segenserbe der Reformation erhalten wissen wollen.

G Kawerau

Das Alte Testament und der christliche Religionsunterricht

Es sei gestattet, auch von „orthodoxer" Seite zu diesem Thema einen kurzen Beitrag zu liefern. Niemand sähe es lieber als ich, wenn ein Berufnerer statt meiner das Wort ergriffen hätte; aber da dies bisher nicht geschehen, folge ich einer freundlichen Aufforderung des Herausgebers der Christlichen Welt, um dem Ausdruck zu geben, was angesichts der kürzlich über das gleiche Thema in diesem Blatte erschienenen Aufsätze weite kirchliche Kreise bewegt. Und zwar handelt es sich dabei zunächst und hauptsächlich darum, gegen die Auffassung des Alten Testaments, von der aus der Verfasser des letzten Aufsatzes operirt, Verwahrung einzulegen.

1

Um naheliegenden Mißverständnissen zu begegnen, sei ausdrücklich vorausgeschickt, daß ich weit davon entfernt bin, jede Bibelkritik von vornherein als unberechtigt abzuweisen. Ja, wo auf irgend einem Gebiete der Theologie wirklich gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse, die von der herkömmlichen Auffassung abweichen, geboten werden, müssen wir unsre bisherige theologische Erkenntnis, die doch wie alles unser Wissen Stückwerk ist und hienieden auch bleibt (1. Kor. 13, 9), darnach korrigiren. Aber bei aller kritischen Arbeit auf theologischem, insbesondre biblisch-theologischem Gebiete muß mit ganzer Entschiedenheit ein Dreifaches gefordert werden:

Erstens: Bedenke, daß der Boden, da du auf stehest, heiliges Land ist! Selbstverständlich ist es weder nötig noch möglich, immer einen „erbaulichen" Ton anzuschlagen, aber es ist möglich und nötig, auch die wissenschaftliche Behandlung der Bibel mit Ehrfurcht zu üben, denn dieses Buch steht doch nicht mit „Homer" oder „Cicero" oder „Shakespeare" auf gleicher Linie; es ist heilige Schrift. Mögen wir die Inspiration fassen, wie wir wollen, wir haben in der Bibel doch Gottes Wort, das die erste wissenschaftliche Größe, wenn sie auf das Prädikat Christ Anspruch macht, so gut zu respektiren hat wie der schlichteste Laie. Wenn irgend etwas in der Welt, so muß das Studium der Bibel, auch das wissenschaftliche, unter Gebet und Selbstzucht geschehen. Wie steht es nun mit dem geforderten Respekte bei der modernen alttestamentlichen Kritik? Gerade eine Richtung, die da meint, Gewohntes niederreißen zu müssen, hat doppelt die Pflicht, so ans Werk zu gehen, daß der ehrliche Beobachter sich des Eindrucks gar nicht erwehren kann: Da ist der Glaube an der Arbeit, der ringende, betende, für Gottes Ehre glühende Glaube, nicht nur die nackte, kalte Kopfgelehrsamkeit. Muß man bei der modernen alttestamentlichen Kritik diesen Eindruck haben? Im allgemeinen leider nicht. Ich will damit keinem ihrer Vertreter persönlich zu nahe treten. Aber das muß ich wiederholen: der Eindruck, den diese Kritik im allgemeinen macht, ist — Mangel an Respekt vor der heiligen Schrift. Daß ehrfurchtsvolle Stellung zur Schrift und Kritik bei einander sein können, beweisen Werke wie: Die „Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel" von Geß, oder: „Einleitung in die Bibel" von Schlatter.

Zweitens: Nimm es nicht leicht mit dem Anstoß, der nur zu rasch bei unzähligen ernsten Christen erregt wird! Wenn auch Theologie und Glaube durchaus nicht gleichbedeutend sind, so ist doch die Theologie die Wissenschaft vom Glauben, steht also zu dem Herzpunkt unsers Innenlebens in enger Beziehung, und alle Erschütterungen auf diesem Gebiete zittern in dem empfindlichsten Teile unsers Wesens nach. Darum müssen theologische Fragen, besonders biblisch-theologische, vor der Oeffentlichkeit mit der allergrößten Vorsicht, dem allerfeinsten Takte behandelt werden, sonst giebt es Verwüstung statt Fortschritt. In Nr. 25 dieses Blattes wird zwar für die Verwüstung, die bereits einen großen Umfang angenommen hat, die bisher übliche Behandlungsweise des Alten Testaments verantwortlich gemacht; aber obgleich diese von Ungeschicklichkeit und Einseitigkeit und darum von Mitschuld an der heutigen Entfremdung von der Bibel schwerlich ganz freizusprechen ist, so trägt doch bei weitem die Hauptschuld daran das takt- und weihelose Hineinwerfen ganz unfertiger theologischer Hypothesen in die großen Massen. Und wenn solches zuerst von nichttheologischer Seite geschehen ist, so hätten die Theologen einstimmig gegen die übereilte Popularisirung wissenschaftlicher Dinge, die z. B. auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete so viel Unheil angerichtet hat, Front machen sollen, anstatt ihr Vorschub zu leisten. Die immer wieder gehörte Rede, man könne den orthodoxen Laien Anstöße nicht ersparen, denn es gelte vor allem die dem Glauben Entfremdeten wieder zu gewinnen, und das könne man nur, indem man dem modernen Menschen allerlei Konzessionen mache — diese immer wieder gehörte Rede imponirt mir je länger desto weniger, denn obwohl erstern fort und fort die schwersten Anstöße bereitet werden, wollen die Entfremdeten doch noch immer nicht in nennenswerter Zahl wiederkommen. Man sehe wohl zu, daß man nicht schließlich die gleiche Erfahrung mache wie jener, der den Sperling aus der Hand fahren ließ, um die Taube auf dem Dache zu erhaschen, und bei beiden das Nachsehen hatte.

Drittens: Gieb nicht Hypothesen als feststehende Resultate aus! Es ist nicht wahr, daß es sich bei der gegenwärtig beliebten, vorwiegend negativen Beurteilung des Alten Testaments um gesicherte wissenschaftliche Resultate handelt. Zwar bin ich kein Fachmann auf diesem Gebiete, aber ich darf sagen, daß ich mich wiederholt mit den einschlägigen Fragen eingehend beschäftigt habe, ja daß ich in einer gewissen Reaktion gegen die positive Theologie, die mir auf der Universität ausschließlich geboten wurde, später an das Studium der „Modernen" mit dem besten Willen, mich von ihnen überzeugen zu lassen, gegangen bin. Trotzdem haben sie, speziell auch die Alttestamentlichen, mich nicht überzeugen können, haben mir im Gegenteil zu einer festen, freudigen Wertschätzung der „traditionellen" Theologie verholfen. Und mit diesem Bekenntnis stehe ich nicht allein. Ja, es giebt auch heute noch mehr als einen Fachgelehrten, der an Wissenschaftlichkeit keinem nachsteht und doch in allen wesentlichen Punkten die modern-kritischen Behauptungen ablehnt. Ferner mag daran erinnert werden, was etwa vor einem Menschenalter dem Neuen Testament geschah. Eine kritische Sturmflut brauste darüber hin mit solcher Gewalt, daß schließlich nur noch die vier ersten Briefe des Paulus einsam aus der Brandung hervorragten. Alles andre hatte vor der Kritik keine Gnade gefunden, und ihr damaliger Sieg schien noch unanfechtbarer zu sein als ihr heutiger über das Alte Testament. Aber längst hat sich jene Flut verlaufen, die angeblich so sichern negativen Resultate haben sich zum nicht geringen Teil als haltlose Hypothesen erwiesen; die heutige neutestamentliche Kritik nimmt sich im Verhältnis zu der damaligen sehr zahm aus. Nach solchen Erfahrungen sollte man doch vorsichtiger geworden sein. Jedenfalls hat man im Blick auf sie doppelt das Recht, von den negativen „Resultaten" auf alttestamentlichem Gebiet zu sagen: Es sind Hypothesen, im günstigsten Falle Hypothesen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, weiter nichts; bis heute wenigstens nicht. Und nicht nur das Recht hat man, auch die heilige Pflicht, solches offen und nachdrücklich und wiederholt in die Kreise hineinzurufen, denen zum eignen Urteile die wissenschaftlichen Voraussetzungen fehlen. Auch die sind dazu verpflichtet, die der Annahme der Hypothesen zuneigen, um so mehr, da sie als einen Hauptvorzug moderner Wissenschaft deren rücksichtslosen Wahrheitstrieb hervorzuheben pflegen.

Die drei vorstehend ausgesprochnen Forderungen müssen natürlich in sehr verstärktem Maße hervorgehoben werden, sobald es sich um die Behandlung des Alten Testaments im Jugendunterricht handelt. Ja es erscheint als ein geradezu unlösbares Kunststück, Kinder — und wenn es selbst vierzehn- oder fünfzehnjährige sind — vom Standpunkte moderner Kritik aus in das Alte Testament einzuführen. Man stelle sich dies nur in seinem von der Kritik zerzausten Zustande vor. Es darf ja fast nichts harmlos angenommen werden, wie es

dasteht, der größte Teil gerade der dem Kinde verständlichsten Geschichten ist Sage; was vorn steht, gehört nach hinten; mag es sich drum handeln, wer etwas geschrieben hat, oder was geschrieben ist, oder wie es geschrieben ist, fast immer muß es anders sein, als es dem naiven Verständnis sich darbietet. Kurz, man hat ein Altes Testament vor sich, bei dem kein Buch, in weiten Partien keine Geschichte, an nicht wenigen Stellen kein Kapitel, ja manchmal kaum ein Vers ohne Korrektur davonkommt. Und mit einer solchen Bibel soll man vor Kinder treten, soll Kindern Religionsunterricht geben, soll die Geringschätzung der Bibel, die der böse traditionelle Religionsunterricht verschuldet hat, wieder gut machen? Ist es denn nicht klarer als Sonnenlicht, daß auf diese Weise auch der letzte Rest von Hochachtung vor der Bibel systematisch vernichtet wird? Müssen denn nicht Leute, die keine eignen wissenschaftlichen Studien machen können, ganz wirr vor diesem Durcheinander stehen und jede Freude am Bibelstudium verlieren, da sie keine Stelle ohne Mißtrauen lesen können? Werden sich nicht die meisten ganz folgerichtig dahin entwickeln, daß sie sagen: Ihr laßt so und so viel nicht gelten, aber wie kommt ihr dazu, das Uebrige gelten zu lassen? Wer giebt uns Bürgschaft, daß ihr recht habt? Wenn die eine Hälfte falsch ist, wirds mit der Zuverlässigkeit der andern auch nicht weit her sein; drum fort mit eurer ganzen Bibel! Es lebe „die Bibel in der Westentasche"!

Auch die Verfechter der modernen Kritik wissen offenbar keinen Rat, wie man diese und den christlichen Religionsunterricht zusammenreimen kann. Charakteristisch dafür ist der Hilferuf in dem schon mehrfach erwähnten Aufsatz in Nr. 25. Derselbe lautet (der Sperrdruck rührt von mir her):

> Ihr, unsre akademischen Lehrer, helft uns! Eure Weisheit hat uns überzeugt. Und wir wollen sie nun nach Maßgabe unsrer pädagogischen Einsicht ins Volk tragen. Wir wissen, daß das Meiste davon nicht ins Volk, nicht auf die Kanzel und nicht in die Schule gehört. Aber es bleibt genug übrig, was dahin gehört. Ihr habt uns vor allem eine evangelische Schätzung des Alten Testaments gelehrt. Die wollen wir nun auch unsern Gemeinden und Schulkindern lehren. Dabei müssen auch wir negiren, so gut wie ihr negirt habt. Vielleicht mit dem einzigen Unterschied, daß bei uns mehr pädagogische Vorsicht geboten ist. Aber ohne Negation geht es nicht ab. Wir können unsre positiven Schätze nicht austeilen, ohne positive Vorurteile, die entgegenstehen, zu zerstören. Wenn alle die negative Kritik nur „Kaviar fürs Volk" gewesen wäre, dann hätten auch wir Volkslehrer am besten nichts davon gehört. Aber so ist es ja nicht. Ihr müßt nur jetzt auch heraustreten aus eurer gelehrten Reserve, müßt uns helfen und leiten, beraten und hindern, uns stärken und uns das Rückgrat festmachen. Das können wir verlangen.

Ja, das können wir verlangen. Aber niemand kann es leisten, denn es hieße Unmögliches möglich machen wollen. Wenn die moderne Kritik Recht hat, bleibt nur ein Ausweg: das Alte Testament muß dann aufhören, Schulbuch, es muß sogar aufhören, Volksbuch zu sein. Denn ein Buch, noch dazu ein Religionsbuch für Volk und Schule mit tausend kritischen Vorbehalten und Korrekturen ist ein Unding. Ein starkes Gefühl dafür ist auch auf liberaler Seite vorhanden, wie folgende zwei Bemerkungen aus jenem Aufsatze beweisen:

> Es gilt nun selbst unter den liberalen Lehrern für ganz unmöglich, anders im Alten Testament zu unterrichten als orthodox.

Und:

> In dem freisinnigen Frankfurt wird der alttestamentliche Unterricht orthodox erteilt. Ich weiß von ganz liberalen Schulaufsichtsbeamten, die an ihren unterstellten Lehrern jede Heterodoxie auf diesen Gebieten des alttestamentlichen Unterrichts auf das bitterste ahndeten. „Ich selbst halte ja kein Wort von diesen Geschichten für wahr, aber es geht nicht anders, im Alten Testament darf nur orthodox unterrichtet werden," so lautet auch deren Weisheit letzter Schluß.

Darum noch einmal: Wenn die moderne Kritik Recht hat, muß das Alte Testament aufhören, Schulbuch, ja Volksbuch zu sein.

2

Aber sie hat eben nicht Recht. Sie darf mindestens ihre Aufstellungen nicht als bereits gesicherte Resultate ausgeben und damit eine Umwälzung von ungeheurer Tragweite veranlassen. Mit ihren Hypothesen aber haben wir als Prediger oder Lehrer nichts zu thun. Nicht aus Akkommodation — das wäre im Grunde doch nur Heuchelei —, sondern mit gutem Gewissen

lassen wir sie bis auf weitres auf sich beruhen und führen Gemeinde und Schuljugend in das Alte Testament ein, wie es uns vorliegt.

Und zwar in das ganze Alte Testament. Nicht nur die Propheten und Psalmen, sondern auch die Schriften, die die vorprophetische Zeit darstellen, gehören in den Religionsunterricht, die Geschichten (Geschichten sage ich mit Absicht und Ueberzeugung, nicht Sagen!) der Genesis sowohl, wie die der Samuelisbücher u. s. w. Dabei ist es gar nicht nötig, ja verwerflich, aus den alttestamentlichen Frommen wahre Musterbilder zu machen. Wie die Bibel selbst sie zeichnet, so haben wir sie nachzuzeichnen mit ihren lichten und dunkeln Seiten. Wenn von den Lehrern etwas andres verlangt wird, so hat der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 25 volles Recht, dagegen zu protestiren. Nicht menschliche Tugendhelden, sondern Gottes Wege mit den Menschen, seine Erziehungstreue und -weisheit will die Bibel ins Licht stellen. So sollen auch wir es machen. Das entspricht der Wahrheit und wirkt wahrhaftig erbauend und erziehlich auch auf die Kinder. Man lese z. B. den Aufsatz von Professor Kleinert über Jakob in der Neuen Christoterpe von 1890. Diese Art der Behandlung, natürlich ins Kindliche übersetzt, erscheint mir mustergiltig.

Aber so sehr ich für Berücksichtigung des ganzen Alten Testaments bin, so bereitwillig räume ich ein, daß die prophetische Zeit mehr, als es jetzt geschieht, im Religionsunterricht zur Geltung kommen sollte. Hier ist in der That eine Reform am Platze. Mit Recht heißt es in Nr. 25:

> Wie ungemein traurig es mit dem christlichen Verständnis der Propheten und Psalmen steht, und wie wenig, wie geradezu nichts unsre Schulbildung zu ihrem Verständnis beiträgt, ist zu bekannt, als daß ich darüber viel zu sagen brauchte. Aber es ist für den, der in Propheten und Psalmen für sich selber so unendlich viel findet, tief schmerzlich, zu sehen, wie fast die ganze Christenheit an dieser Lebensquelle vorübergeht, wie die Schule so gar nichts thut, und in ihren bestehenden Ordnungen auch fast gar nichts thun kann, um die Kinder diesen erfrischenden Trank kosten zu lassen und aufsuchen zu lehren.

Natürlich kann die prophetische Zeit nur auf Kosten der vorprophetischen eingehender behandelt werden. Ebenso liegt auf der Hand, daß der Unterricht nur in den obern Klassen sich damit befassen kann. Eine Hauptschwierigkeit besteht darin, daß der Stoff bisher pädagogisch noch sehr wenig durchgearbeitet worden ist. Da giebt es noch reiche und dankbare Arbeit für Sachverständige. Möchten solche sich bald daran machen!

Einverstanden bin ich auch damit, daß der alttestamentliche Unterricht überhaupt verkürzt wird. Nicht aus Geringschätzung des Alten Testaments, aber in Anbetracht der knappen Zeit, die für den Religionsunterricht im ganzen heutzutage gewährt wird. Wie mancher unentbehrliche Stoff fällt jetzt ganz weg, weil die Zeit mangelt, und andrer, z. B. die Einführung ins Neue Testament, kommt zu kurz. Mag man das Alte Testament noch so hochstellen, das Neue steht denn doch höher, und da ist es in der That verkehrt, was heute die Regel ist, daß auf den Lehrplänen unsrer Schulen gleichviel Geschichten aus dem einen wie aus dem andern stehen.

Man kann also auch von unserm Standpunkt aus einer Reform des alttestamentlichen Unterrichts das Wort reden. Man kann sie sogar für sehr wichtig, geradezu für nötig halten. Aber die moderne Kritik in ihrem noch so glänzenden, unfertigen — und nach unsrer Ueberzeugung in allem Wesentlichen unhaltbaren — Zustande hiermit zu verquicken, halten wir für ein schweres Unrecht gegen die Bibel und gegen die Jugend.

Cordes

Emanuel Geibel in Leben und Lyrik

Uebersicht: 1. Geibel und wir. Geibels dichterische Eigenart. a) Das Urdeutsche seines Gesanges; b) Der religiös-ethische Zug seiner Werke; c) Die Formseite seiner Poesie. 2. Die dichterischen Leistungen Geibels. Die Hauptstätte: München. Die Einzelwerke. Geibels Naturpoesie, Liebeslieder, Vaterlandslieder, Scherzlieder.

1

Als Emanuel Geibel vor einem Jahrzehnt — am Palmsonntag 1884 — im neunundsechzigsten Lebensjahre das Auge für immer schloß, da ging ein großes, tiefes Trauern durch

weite Kreise unsers deutschen Volkes. „Heute trägt uns die Teilnahme von ganz Deutschland,“ so konnte Geibels Tochter gegenüber der Unsumme von Beileidsbezeugungen aus Nord und Süd am Begräbnistage ausrufen, ohne sich des Vorwurfs der Ueberhebung schuldig zu machen. In einem Kranze liebevollster Gedenkblätter legten die Häupter der litterarischen Welt ihre Verehrung und Anerkennung auf dem Grabe des nach langer und schmerzhafter Krankheit vollendeten Genossen nieder. „Die deutsche Lyrik hat wieder einmal die Teilnahme der Nation gefunden,“ schrieb Rudolf von Gottschall. — Kaum ein Jahrzehnt ist seitdem verflossen, und fast wills scheinen, als wäre derselbe Mann in Gefahr, vergessen zu werden. Reiten die Toten so schnell? Ist unser Leben an ungewöhnlichen Erscheinungen so reich? Ist er den Seinen etwas schuldig geblieben, daß wir grollend oder mißachtend ihm den Rücken kehren dürften? Gewiß, unsre Zeit hat ihre besondern politischen, sozialen und kirchlichen Probleme, deren Lösung zu finden ihr obliegt; und wer in Lied und Laut gerade das anrührt, was die Seele seines Volks bewegt, darf erwarten, vor andern gehört zu werden. Vollauf begreife ich darum das Interesse, das den Gegenwartsdichtern, einem Ibsen, Wildenbruch, Sudermann u. a. sich zuwendet. Aber ebenso unzweifelhaft ist es mir, daß, wenn dieses heraufwachsende jungdeutsche Poetengeschlecht seine Schulung in Idee und Form bei den klassischen Repräsentanten edler Dichtkunst, deren einer eben unser Geibel ist, verabsäumt, es für diese Unterlassung teuer zu zahlen haben wird. Seine Poesie würde nicht nur aufhören, eine Quelle ästhetischen Genusses für den schönheitsfrohen Sinn zu sein, sie würde — was schlimmer ist — das Anrecht verlieren, als ein Born der Herzenserfrischung und Herzensbefreiung angesehen zu werden. Wodurch die Geibelsche Dichtung solch ein Jungbrunnen für Geist und Gemüt und Wille ist, das eben möchte ich darzuthun versuchen.

Emanuel Geibels Leben endet und beginnt in der alten Hansestadt Lübeck. Die melodischen Glocken von St. Marien, jenem ehrwürdigen, den Ausläufen des dreizehnten Jahrhunderts entstammenden gothischen Wunderbau, dem unter den Kunstdenkmälern des Nordens ein Erstlingsplatz gebührt, sangen über seiner Wiege, wie sie heute über seiner Gruft tönen. Sein Vater ist der bis zur Stunde in Lübeck unvergessene Pfarrer Johannes Geibel. Er muß nach Aeußerungen Emanuels eine energische, in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen stark ausgeprägte Persönlichkeit gewesen sein. Emanuel dankt der geistigen Atmosphäre und Anschauungswelt, in die er sich durch den Vater versetzt fand, eine erste der Eigenarten, durch die seine Gestalt und Dichtung eine bleibende Anziehungskraft für uns hat: ich meine das Urdeutsche seines Denkens und Sagens. Die Jahre der frisch-fröhlichsten Manneskraftentfaltung bei Geibels Vater im Lübecker Pfarramt fallen zusammen mit den Jahren der schmachvollsten Kraftgebundenheit des deutschen Geistes im Beginn unsers Jahrhunderts unter dem ersten Napoleon. Zu den Männern, an deren Herzen die Schmach dieser Thatsache fraß, gehörte Emanuels Vater. Ja er hat selbst das Martyrium seiner deutschen Gesinnung getragen. Denn als in den Tagen der nationalen Erhebung auch Lübeck sich regte und ein Freiwilligenkorps aussendete, da war es Johannes Geibel, der die von Frauen der Stadt in Heimlichkeit gestickte Standarte auf öffentlichem Markte weihte, eine That, die ihm die Achtung und die Flucht vor den anrückenden Feinden eintrug. Aber eben diese Denkweise des Vaters dürfte der Feuerherd sein, von dem die Kohle heißer vaterländisch-deutscher Liebe entstammt, die Geibels Lyrik beherrscht und in wahrhaft hinreißenden Tönen zu uns spricht.

Wir brauchen nicht in die Weite zu gehen, um den Quellort für eine andre dichterische Besonderheit Geibels zu finden, nämlich für das religiös-ethische Moment seiner Werke. Im deutschen Dichterhaine giebt es viele, die durch Gedankenfülle, Phantasie, Witz, Gemütstiefe, goldnen Wohllaut der Sprache ihm ebenbürtig und überlegen sind; aber es giebt in der That keinen unter den weltlichen Poeten (das Wort hier im Gegensatz zu den ausgesprochen christlichen gefaßt), bei dem schlechterdings alles, was seiner Harfe entströmt, so sehr der Ausfluß einer

keuschen, sittlich vornehmen, geistgeadelten Gesinnung wäre, wie bei ihm. Geibel ist als Mensch und Dichter von wirklich höchstem „Zuschnitt der psychischen Konstitution“; er ist eine im Besten lebende Seele von wahrem, warmem Pathos. Wilhelm Jensen, der anmutige Novellist, schließt sein Geibelgedenkblatt mit dem schönen Worte:

> Er stand fast wie ein Fremdling in unsrer Zeit, mit der Stirn in eine reinere Luft ragend, unter der auch ihm das Gemeine zu wesenlosem Scheine versank. Alles Kleine, Rechnende, Klügelnde, Alltägliche fiel von ihm ab wie von keinem andern, den ich gekannt. Wo er ging, waren hohe, schöne, leuchtende Gedanken. Es lag etwas Erhabenes in ihm. Er war ein tief überzeugter Priester aller Götter der Schönheit.

Seine Kunst war und blieb ihm die mit der sittlichen Erziehung und mit der Stärkung der Volks- und Menschheitsideale betraute hehre Priesterin. Aehnlich heißt es in einem Sonett:

Dem Dichter sei der Blick des Sehers eigen,
Der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten.
Ihm muß im Kampf des Neuen sich und Alten
Durch alle Zeit des Lebens Werkstatt zeigen.
An Schuld und Sühnung muß sich ihm der Reigen
Der ewgen Weltgesetze still entfalten.
Nur wenn er in sich trägt das Maß der Dinge,
Gebührt es ihm, daß er die Dinge schlichte,
Gelingt es ihm, daß er die Sphinx bezwinge.

Das „Maß“ aber, mit dem Völkererscheinungen, Persönlichkeiten und Verhältnisse für ihn zu messen sind, ist die Ethik des Christentums. Des Christentums! Denn das Weltbild Geibels hebt sich ab vom Hintergrunde des Evangeliums Jesu. Gewiß, er ist weder ein kirchlicher, noch auch ein christlicher Dichter nach der Art von Albert Knapp, Julius Sturm, Philipp Spitta, Karl Gerok u. a., die den Schriftgehalt, die Vorgänge des religiösen Lebens, die Seligkeiten und Schmerzen des Glaubens zum Gegenstande ihrer Lieder machen. Auch Geibel behandelt wohl ein oder das andre mal in seiner dichterischen Frühzeit geradezu einen biblischen Stoff; aber es ist nie Detailmalerei, nie Versenkung in geschichtliche Einzelzüge, sondern überall ein Herausheben und Klarstellen einer sittlichen Wahrheitsidee. So ist er kein Sänger des Christentums, aber einer, der aus dessen Gesichtswinkel und im Lichte seiner Gedanken die Weltgeschichte beurteilt. Und darin ist er sich unwandelbar treu geblieben. In seinem von tiefster Empfindung und hoher seelischer Glut erfüllten, „Gebet“ überschriebnen Sang aus der Zeit seiner Mannesreife — von Ferdinand Hiller wunderschön in Melodie gebracht — fleht er:

Gieb deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei;
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.

Ich möchte glauben, es könne niemand einst wider ihn aufstehen, um zu klagen, er sei ihm auch nur durch einen einzigen Satz oder ein einziges Wort zum Anstoß geworden. Die Keime dieser geistig-sittlichen Vornehmheit, dieser idealernsten Lebenserfassung hat Geibel in seiner Jugend empfangen. Er verdankt sie dem Elternhause, dem der Vater, der Mann „ohne Furcht und Falsch,“ das Gepräge gab. Sie empfahl sich ihm, dem Kinde der Hansestadt, in Gestalt eines kernfesten, auf der Grundlage der Frömmigkeit, ehrbarer Sitte und Zucht ruhenden Bürgertums, das in Lübeck sich länger und kräftiger regte als irgendwo. Sie sind endlich die Frucht einer trefflichen Schulbildung und einer homogenen Schülergenossenschaft. Durch eine fast ideale Vereinigung wissenschaftlich bedeutender und human anregender Lehrkräfte unter Leitung des Direktors Jacob muß das — Katharineum genannte — Lübecker Gymnasium damals eine Musteranstalt gewesen sein, die in empfänglichen Gemütern wie das unsers Emanuel die Saat zu Großem legte. Der Mann Geibel hat zu ihrem Lobe den Mund aufgethan in dem Bekenntnis:

O Heimatschule, sei gesegnet mir,
Wo frisch und frei erwuchs mein Jugendleben;
Du dämpftest mir die flatternde Begier
Und schnittst vom Stocke nur die wilden Reben.
Was je als Kern und Wesen sich bewährt,
Das hast du mild geschont und fromm genährt.

Und um diese Lehrmeister her — welch ein seltner Schülerkreis! Außer Geibel ein Ernst Curtius, der hochbedeutsame Altertumsforscher und Erzieher des zweiten deutschen Kaisers;

ein Karl Litzmann, dem wir eine Geibelbiographie in Erinnerungen und Briefen verdanken, ein Markus v. Niebuhr u. a. In diesem Bunde junger Herzen glühte man für Deutschlands Einheit, begeisterte man sich an der klassischen und zeitgenössischen Poesie, bewahrte man in Frohsinn und Lust den sittlichen Ernst, schrieb man sich Stellen wie Sirach 6, 16 ins Album: Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens. Wer Gott fürchtet, kriegt solchen Freund.

Bevor ich nun zeige, zu welchen Erzeugnissen die von solchen Anschauungen beseelte künstlerische Individualität Geibels es gebracht hat, muß ich die formale Seite seiner Poesie kurz ins Auge fassen, durch die sie einen so ungemeinen Zauber ausübt. Ein Sachverständiger wie Wilhelm Scherer urteilt in dieser Richtung:

Geibels Sprache ist voll Harmonie und Rhythmus, reich an Vokabeln, ohne Härten und mißlautende Zusammenstellung, von Wechsel, Glanz und Leben des Lautes wie bei den Minnesängern, und doch nicht allzu weich und süßlich, nicht allzu eifrig buhlend um die Gunst eines klanggierigen Ohres, sondern erfüllt mit Kraft und Mark.

Man mag zugeben, daß hier feurige Liebe ihren Spruch abgiebt. Eins ist gewiß: für die künstlerische Schönheit des Mißklanges, für eine skizzenhafte Rauheit und Herbigkeit der Ausdrucksweise hat Geibel schlechterdings keinen Sinn; seine Persönlichkeit leidet es nicht. Geibel schließt sich hier eng an Rückert und Platen an. Sie sind die drei Heroen der poetischen Form. Der Unterschied ist nur der: während Rückert durch die bunte Mannigfaltigkeit und Fülle der Formen sich hervorthut und das Charakteristische Platens in deren Reinheit und Gesetzmäßigkeit steht, ist unserm Dichter die graziöse Anmut, die Leichtigkeit, der Schwung der Formenverwendung zu eigen. Man wird wenig Gedichte bei ihm finden, die sich nicht durch strengen Strophenbau, klare Reime, Durchsichtigkeit der Gedanken als ein in sich fertiges, abgerundetes Kunstwerk darstellten. Für die Entwicklung Geibels zu dieser Vollendung sind sein Aufenthalt und seine Studien in Griechenland, dem Lande der heitern Klarheit und Simplizität der Formen, von besondrer Bedeutung gewesen. Nach dem Austritt aus der Schule nämlich im Jahre 1835 und nach einem ersten in Bonn verbrachten Studienjahre war Emanuel nach Berlin übergesiedelt mit der Absicht, sich ganz der klassischen Philologie zu widmen. Für sein dichterisches Werden eine ungemein fruchtbare Zeit — durch die Berührung mit den ästhetischen Kreisen Berlins, einer Bettina v. Arnim, einem Chamisso, Eichendorff, Holtei u. a., durch die hingebende Beschäftigung mit Goethe, Shakespeare, Byron, durch die Versenkung in die poetische Litteratur der Griechen. Letztere richtete seine Gedanken sehnsuchtsvoll nach Hellas hin. Und das brennende Verlangen sollte Wirklichkeit werden. Durch Bettina wurde ihm eine Hauslehrerstelle im Hause des russischen Gesandten in Athen angeboten. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Diesen erleichterte die lockende Aussicht, an der Seite des alten Gymnasialfreundes Ernst Curtius, der als Erzieher in der Familie des berühmten Philosophen Brandis drunten weilte, die Wunder des Südens genießen zu können. Im Mai 1838 traf Geibel in Athen ein. Wie ihm die schönheitsdurstige Seele daselbst aufging, wie Himmel und Meer und der Klang der Sage und Geschichte, aus Schutt und Trümmern auf Schritt und Tritt zu ihm herübertönend, alle Bronnen seines Herzens rauschen machten, das hat er uns selbst wiederholt ausgesprochen. So in seinem „Frühlingshymnus“ Ich denke dein:

Mein Hellas, blühend Jugendland der Welt,
Wo unter selgem Himmel ohne Neid
Der Baum empor wuchs holder Menschlichkeit;
Wo wie im Busen der gewölbten Laute
In jeder Seel ein tiefer Wohllaut schlief,
Du heilig Land, an dessen Sonnenküsten
Die Schönheit stieg, da sie das Meer gezeugt,
Und dessen Kinder sie an Götterbrüsten,
Die jungfräuliche Amme, groß gesäugt.

Und lange, lange nach den Tagen des ersten seligen Schwärmens auf Griechenlands Gefilden, als die goldne Zeit des Lebens auch ihm bereits verrauscht ist und Alter und Krankheit schon schwer auf ihm lasten, da läßt er in einem „Erinnerung“ benannten Liede von eigenartiger Schönheit jenes Einst noch einmal lebendig werden. Spät am Abend ists; sturmdurchschauert trauert draußen in Nacht und Schnee die öde Gasse; und während um den Turm von St. Marien das Volk der Krähen lärmt, trägt ihn der Traum zu jenen Frühherbsttagen, die er in Attikas Gebirg verschwärmt. Ihm ists, als hab er wieder zweiundzwanzig Jahre; ein sanfter Lichtstrom rieselt um ihn nieder, und trunknen Auges grüßt er alles wieder, was damals sein Entzücken war:

Das tiefe Blau durchrauscht vom Flug der Tauben,
Die luftge Villa, die aus Myrtenlauben
Vom Hang Pentelis nach dem Meere sah;
Die Pinienschlucht, getaucht in Abendgluten,
Und jene Grotte mit den Silberfluten
Im Oelwald von Kephissia.
Da kommst auch du, blauäugig Kind, Agathe,
Im schwarzen Haar die Blüte der Granate,
Herab den Felspfad, in der Hand den Krug.
So wandelt Hebe wohl im Götterreigen,
Doch unbewußt des Zaubers, der dein eigen,
Schwebst grüßend du vorbei im Flug.

Das könnte genügen, um zu zeigen, wie Geibels Seele und Geist an den Schönheiten von Hellas erglühte und erblühte. Aber ich kann mir nicht versagen, hier ein an den Freund Litzmann gerichtetes Brieflein des Dichters aus jener Zeit anzufügen, das so lieblich, duftig und märchenhaft schön ist, wie ich nur je eins gelesen habe. Dem „lieben Litz“ wird da zunächst dankend über den Empfang eines Briefes quittirt. Dann heißt es:

Der Süden hat mich wie in einem Zaubernetze gefangen; ich kann mich nicht losreißen von diesem durchsichtigen Himmel, diesem glänzenden Meere, noch nicht, — ich muß den ganzen Becher erst in langen durstigen Zügen geleert haben, bevor ich zurückgehe in das Land, wo es jede Woche siebenmal regnet, und wo es alle Tage Philister giebt. — Glaube nicht, daß ich undankbar bin gegen Deutschland. Was es Großes und Herrliches leistet, namentlich in der Wissenschaft, erkenne ich mit Freuden, und nach seiner liebenswürdigen Geselligkeit habe ich mich oft gesehnt. Ja, ich habe manchmal ein stilles Heimweh gehabt, wenn ich an vergangne Zeit zurückdachte, da wir in Lübeck schwärmten für schöne Lieder und schöne Augen. Aber das deutsche Glück ist ein stilles, süßes, geheimnisvolles; es liegt im Reich der Gedanken, es gehören tausend leise Beziehungen, tausend kleine Verhältnisse dazu, und vor allem die rechte Stimmung. Das sind aber lauter Dinge, aus denen man gar zu leicht herauskommt. Ein abgeschmackter Philister belagert dich, ein politischer Vorfall ärgert dich; eine trübe Wolke geht vor die Sonne; ein brutales Wort zerreißt das feine Gespinst deines Herzens — und ade Glück, Stimmung und Freude! Hier ist das anders; die Freude liegt außer dir wie ein Glas edlen Weins, das du nur zu trinken brauchst; Himmel und Erde sind ewig schön, und du mußt dich nur hingeben, um glücklich zu sein. — Es war einmal ein Knabe, der hatte ein blondes Mädchen sehr lieb. Sie war still und sanft und hatte große blaue Augen, in denen eine tiefe ernste Seele sich spiegelte. Sie liebte ihn auch, aber sie gestattete ihm nur selten einen Kuß, der aber um so heißer war. Wenn sie beisammen saßen, rauschten die Wipfel über ihnen, und die Vögel sangen; der Knabe blickte in ihre Augen und spielte auf der Zither. Abends aber ging er nach Hause und träumte die ganze Nacht von ihr. Aber es kam die Zeit, daß er in die Welt mußte. Da kam er eines Morgens an ein großes Schloß, das auf einem Hügel im Walde lag. Fenster und Thore waren festlich mit Blumengewinden geschmückt, und frohe Menschen lagen rings im Grase umher, die hatten Kränze im Haar und sangen Lieder von süßen Weisen und tranken roten blinkenden Wein. Unter ihnen war auch eine Jungfrau von hohem Wuchs und lieblicher Bildung. Sie war wie eine Königin anzusehn, und ihre großen schwarzen Augen blickten leuchtend unter den dunklen Locken hervor. Die ging auf den Knaben zu und lächelte freundlich und küßte ihn gleich auf die Lippen und sprach: Bleib bei uns und sei froh wie wir! Und der Knabe konnte dem Lächeln nicht wiederstehen und kostete von dem Weine, den sie ihm darbot, und setzte sich zu ihnen. So blieb er viele Wochen lang auf dem Schlosse; er dachte wohl an die ferne Geliebte und träumte von ihr und blieb ihr im Herzen treu, aber immer, wenn er weiterziehen wollte, küßte ihn die schöne Jungfrau so heiß und lächelte so zauberhaft schön, daß er sich nicht losreißen konnte. Sieh, lieber Litz, das erste Mädchen ist mein süßes blauäugiges Deutschland; die schöne feurige Jungfrau mit den schwarzen Locken ist das ewig sonnige Hellas; der Knabe aber bin ich. Den Schluß des Märchens weiß ich nicht; die Zukunft wirds schon zu Ende bringen.

So Geibel. Die Frucht dieses Hellasaufenthaltes aber für unsern Dichter besteht eben nicht nur in den zwanzig oder mehr Liedern, die wir als kleine Sammlung unter der Bezeichnung „Erinnerung aus Griechenland“ besitzen; sie besteht auch nicht nur in der tiefern Erregung seiner poetischen Produktionskraft durch die Erweiterung des Blickes und der Ideenwelt; sie besteht wesentlich darin, daß durch die mit Curtius betriebne

Arbeit der Uebersetzung und Nachbildung klassischer Gedichte des Altertums sein Sinn für Formenschönheit und Formvollendung in einer Weise geweckt und gekräftigt wurde, daß er sie nie wieder außer acht ließ. Pke

Verschiedenes

(Ueber Wagner) Entgegnung auf die Bemerkung „Für Wagner" in Nr. 29.

Der Wunsch, ernsthaft bekämpft zu werden, ist im Munde eines Verehrers von Richard Wagner sicherlich höchst gerechtfertigt. Denn einmal kann ein Genius wie dieser gar nicht ernst genug genommen werden, und dann haben wir nicht vergessen, daß er zu Zeiten in geradezu bubenhafter Weise beschmutzt worden ist. Indessen habe ich den Eindruck, daß man sich hierüber in den Kreisen, an die der Wagnerfreund in Nr. 29 seine Worte richtet, einig ist. In ihnen wird auch seine doppelte Versicherung zu Gunsten des Meisters wenig Unglauben finden. Was mich persönlich angeht, so nehme ich weder Felix Dahn leicht noch gar Wagner. Mir ist es aber mit ihm umgekehrt gegangen wie meinem Gegner. Noch vor neun Jahren, als ich zu den Füßen Heinrich von Steins*) saß, glühte ich vor Begeisterung für den Bayreuther Dichter, der uns als Erfüllung dessen, was Goethe und Schiller gewollt hatten, hingestellt wurde. Als ich einige Zeit darauf zum erstenmal Opern von ihm hörte, war ich abgekühlt. Ich gestehe gern, daß die Berliner Aufführungen, die kaum recht auf der Höhe standen, schuld daran gewesen sein mögen. Ich weiß nicht mehr, ob der Wodan heiser war; aber er versuchte vergeblich, das ungeheuer lärmende Orchester kleinzukriegen. Die hochgehenden Wogen der Instrumentalmusik schlugen immer wieder über der angstvoll um Gehör ringenden Stimme des Göttervaters zusammen. Es mag an der Aufführung gelegen haben; und um eine Würdigung der musikalischen Bedeutung des Komponisten handelt es sich ja auch nicht, sondern lediglich um die in seinen Werken vertretne Weltanschauung. Für die wurde mir einige Jahre später eine Aufführung des „Fliegenden Holländers" charakteristisch. Kurz bevor ich die Nr. 29 las, war mir beim Kramen in alten Papieren ein unabgesandter Brief in die Hände gefallen, der für einen Freund bestimmt gewesen war, mit dem ich damals über Deutschtum und Christentum korrespondirte. Darin hatte ich meine Eindrücke von dem Stücke so wiedergegeben: „Gestern hörte ich in der hiesigen [Dresdner] Oper Wagners »Fliegenden Holländer.« . . . Scheinbar wird der Held erlöst durch die Treue eines Weibes. In Wahrheit handelt es sich vielmehr um die Erhebung dieses Weibes über die philiströsen Seelen ihrer Umgebung. Senta steht fast anbetend vor dem Bild des Holländers, das über der Thür im Zimmer hängt. Es sieht aus wie ein Christusbild. Aber es stellt den Holländer dar. Sein unermeßliches Leiden verkündigt die Ballade, die hinreißt. Die Erzählung eines Traumes, dem sie »wie in magnetischen Schlaf« versunken lauscht, »als träume sie das Erzählte ebenfalls,« steigert ihre Begeisterung aufs höchste. Die Thür fliegt auf, der Holländer tritt ein, und beide stehen, »wie festgebannt,« ohne die Augen von einander abzuwenden, während wohl einer halben Stunde stumm gegenüber, eine Stelle, die höchst wirksam durch das Gefasele des Vaters ausgefüllt wird, der den höhern Vorgang nicht ahnt und nur durch den Reichtum des Fremden bestochen wird. Diesen innern Vorgang selbst erklären unübertrefflich die folgenden Worte Sentas:

> . . . Er steht vor mir mit leidenvollen Zügen,
> Es spricht sein unerhörter Gram zu mir;
> Kann tiefen Mitleids Stimme mich belügen?
> Wie ich ihn oft gesehn, so steht er hier.
> Die Schmerzen, die in meinem Busen brennen,
> Ach, dies Verlangen, wie soll ich es nennen?
> Wonach mit Sehnsucht es dich treibt, das Heil,
> Würd es, du Aermster, dir durch mich zu teil!

Wenn Sie in den letzten beiden Zeilen — was Sie im Sinne des Dramas dürfen — die Fürwörter verwechseln, so haben Sie die mystisch-pietistische Erlösungslehre, die ich wenigstens nicht für genuinchristlich halte:

> Wonach mit Sehnsucht es mich treibt, das Heil,
> Würd es, du Aermster, mir durch dich zu teil!

Durch weltüberwindende Liebe aus reinstem tiefstem Mitleid wird die Seele zur Braut des Mannes der Schmerzen, und durch den Tod hindurch gelangt sie zur Verklärung. Senta »stürzt sich in das Meer . . . Im Strahle der aufgehenden Sonne sieht man die verklärten Gestalten Sentas und des Holländers, sich umschlungen haltend, dem Meere entsteigen und aufwärts schweben.« Und auch hier wird das Heil nur auf Kosten der niedern Pflichten erreicht. Senta bricht den Treuschwur gegen ihren Geliebten, einen schlichten Jäger, weil die höhere Pflicht über sie gebeut . . . . Der christlichen, sittlichen Erlösung wird eine mehr naturreligiöse, ästhetische gegenübergestellt . . . ."

*) Vgl. Nr. 51 des vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt: Heinrich von Steins „Schiller und Goethe. Beiträge zur Aesthetik der deutschen Klassiker," besprochen von dem Verfasser der Bemerkung „Für Wagner."

Daß man über solch einer Dichtung ernst werden kann, wer wollte es leugnen! Aber ich denke, es ist auch wohl über Schopenhauer manch einer ernst geworden. Welch ein Ernst spricht aus einem Buche wie Nietzsches „Also sprach Zarathustra." Und doch wird auch unser Verteidiger Wagners uns das gute Recht zugeben, Nietzsche zu bekämpfen. Sicherlich schätzen wir es als ein Großes, daß jemand überhaupt ernst wird. Aber es giebt auch innerhalb der ernsten Weltanschauungen Gegensätze, die nicht gut vertuscht werden. Im übrigen kann ich mir doch einen Standpunkt denken, auf dem man ein und denselben Heroen in gewissen Beziehungen aufs höchste schätzen kann, um ihn doch in andern hart zu bekämpfen. Man kann Wagners Bedeutung so hoch schätzen, wie man will, aber wenn seine Anschauungen für spezifisch christlich oder deutsch ausgegeben oder gehalten werden, so muß es erlaubt sein, dagegen energisch Verwahrung einzulegen. Irre ich mich, wenn ich in dem Artikel „Für Wagner" zwischen den Zeilen lese, daß sein Verfasser im Grunde einer Meinung mit mir ist? Dann sind wir aber überhaupt eins. Denn was er sonst zu Gunsten Wagners sagt, gestehe ich ihm gern zu. Bs

(Die Schriften des Neuen Testaments) Dem deutschen Volke übersetzt und erklärt von D. Emil Zittel. Mit 4 Karten. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung, 1894. 6 Mk.

Zittel sagt in dem Vorwort zu dieser neuen Bibelübersetzung und -Erklärung: „Dem deutschen Volke widme ich dieses Buch. Dazu rechne ich die Gelehrten und Ungelehrten, die Vornehmen und die Geringen, Männer und Frauen und auch strebsame Söhne und Töchter. Ich habe mir viele Mühe gegeben, die Uebersetzung so treu zu gestalten, daß sie darin keiner der vorhandnen nachstehe, aber auch so deutsch und verständlich sei, wie es sein muß, wenn jeder Deutsche sie verstehen soll. . . . Das Neue Testament ist wohl ein gar tiefsinniges Buch, aber es ist lange nicht so dunkel und unverständlich, als es uns in der gewohnten altertümlichen Lutherübersetzung erscheint, die ein Meisterwerk ersten Ranges und ein Vorbild jeder wahrhaft deutschen Uebersetzung bleiben wird, aber heute nach Inhalt (?) und Sprachform so veraltet ist, daß es ganz unmöglich ist, in ihrem Wortlaut auch nur eins der biblischen Bücher ohne Hilfsmittel richtig zu verstehen. Ich habe mich von unserm Luther aber gerade nur so weit entfernt, als es die theologische Wissenschaft und die heutige Gestalt der deutschen Sprache ernstlich fordert; den treuherzigen Volkston aber denke ich treu bewahrt zu haben."

Man kann den gesunden und richtigen Grundsätzen, die hier ausgesprochen werden, nur zustimmen. Der Verfasser will die neutestamentliche Bibel dem deutschen Volke wieder lieb und verständlich machen der Leser soll die Schriften darin verstehen lernen, wie sie die Verfasser und ihre Zeitgenossen verstanden haben. Er hat deshalb Einleitungen hinzugefügt, die ein geschichtliches und zusammenhängendes Verständnis ermöglichen, ebenso wie ja auch Luther ursprünglich die Bibel mit seinen „Glossen" versah. Ohne solche Handreichung sind in der That alte Schriftwerke nicht richtig zu verstehen. Er hat auch Anmerkungen gegeben, aber nicht solche, wie sie in nahezu allen bisherigen Bibelwerken üblich sind — diese sind Hinweisungen auf erbauliche Verwertung namentlich für den Prediger —, jene Anmerkungen erklären lediglich, was der Ungelehrte ohne Erklärung nicht verstehen kann oder leicht übersehen würde. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die revidirte Lutherbibel dem Bedürfnis unsrer Zeit nicht genügt. Sie ist ein schwacher und zaghafter Schritt gewesen, aber immerhin eine öffentliche Anerkennung dessen, daß das deutsche Volk ein Recht auf eine wirklich verständliche Bibelübersetzung hat. Der Verfasser unsrer neuen Uebersetzung hat durch seine frühere litterarische Thätigkeit bewiesen, daß er in der That einen besondern Beruf zu einem Werke wie dem vorliegenden hat. Seine verschiednen Bücher, die der Förderung des Bibelverständnisses in populärer Weise dienen, insbesondre auch seine in Verbindung mit Thoma, Schmitthenner und Veesenmeyer herausgegebne Familienbibel bestätigen das. Wir können darum das vorliegende Unternehmen nur mit aufrichtiger Freude begrüßen. Es tritt nicht mit der Glarner Familienbibel, noch viel weniger mit der Bremer Schulbibel in Konkurrenz; vermöge seiner Einrichtung ist es auch anders geartet als die Weizsäckersche Uebersetzung. Diese ist mehr für den Gelehrten die Musterübersetzung; jene will der gesamten Gemeinde zu einem verständnisvollen Bibellesen verhelfen. Es war deshalb gewiß richtig, wenn Zittel sich in der Uebersetzung ganz an Luther anschloß und nur da veränderte, wo dieser entweder falsch übersetzt hat oder jetzt unverständlich ist. Wir können bezeugen, daß dies in vorzüglicher Weise gelungen ist. Selbstverständlich mußte dabei weit über das Maß der revidirten Ausgabe hinausgegangen werden.

Die neutestamentliche Bibel wird von Zittel in fünf Teilen dargeboten: 1. Die Paulusbriefe (mit den Pastoralbriefen und dem Hebräerbrief), 2. Die drei ersten Evangelien und die Apostelgeschichte, 3. Die sieben sogenannten katholischen Briefe, 4. Das Evangelium nach Johannes und 5. Die Offenbarung des Johannes. Jedem Teil geht eine allgemeine Einleitung voran, jeder einzelnen Schrift dann noch eine besondre Einleitung. Alles, was hier geboten wird, ist klar, verständlich und für das Lesen der Schrift von Bedeutung. Nichts Unsicheres wird herbeigezogen, keine geistreiche Hypothese gewagt; nur das, was heutzutage von der Theologie, sofern sie wissenschaftlich ist, allgemein anerkannt ist und vertreten wird. Man kann sich über die Art, wie Zittel hierbei verfährt, nur anerkennend aussprechen. Dinge, über die noch gestritten wird, und die doch für das Verständnis der Schrift von keiner Bedeutung sind, ignorirt der Verfasser. Durch die Stellung, die er dem Johanneischen Evangelium in seinem Buche gegeben, auch durch das, was er in der Einleitung dazu giebt, kann kein Zweifel

darüber sein, wie dieses Evangelium zu werten ist, und welches Verhältnis es zu den Synoptikern einnimmt. Aber über die Frage nach dem Verfasser hat sich Zittel mit Recht nicht ausgesprochen; genug, daß es aus den ephesinischen Kreisen der alexandrinischen Bildung herstammt, genug, daß der Gegensatz, gegen den es kämpft, deutlich hervorgehoben wird. Es ist gut, daß die Gemeinde mit spinösen Fragen über Verfasserschaft u. s. w. nicht behelligt wird. Zweifellos hat der, der im Neuen Testament heimisch zu werden sucht, an dem, was Zittel ihm bietet, einen guten Wegweiser. Nicht nur wird er über Zweck, Absicht und Gedankengang jeder einzelnen Schrift in sehr wirksamer Weise orientirt; durch die Anmerkungen und fortlaufenden präzisen Erklärungen des Einzelnen wird er in den Stand gesetzt, sich über den Inhalt genaue Rechenschaft zu geben. Sind wir deshalb mit der Anlage des Ganzen durchaus zufrieden, so wird es uns der Verfasser andrerseits nicht verübeln, wenn wir ihm einige Desiderien vortragen, die ihm vielleicht bei einer zu erhoffenden zweiten Auflage Veranlassung zur Erwägung geben.

Es scheint uns nicht richtig, mit den Paulusbriefen zu beginnen, dann die Synoptiker und die Apostelgeschichte, dann die katholischen Briefe und endlich das Johanneische Evangelium und die Apokalypse zu bringen. Es handelt sich ja hier um Einführung in die neutestamentliche Bibel, und welch ein Vorteil zu ihrem Verständnis würde denn durch eine veränderte Stellung der einzelnen Schriften geboten? Will man sagen, es empfehle sich die chronologische Folge, so ist darauf zu erwidern: diese wird auch so nicht innegehalten (man vergleiche die Pastoralbriefe und den Hebräerbrief). Aber viel wichtiger zum Verständnis und zur Wertung der einzelnen Schriften ist der **dogmatische** Gesichtspunkt, daß dem Leser das Evangelium zuerst aus den Worten und Thaten Jesu entgegengebracht wird und sodann erst aus der apostolischen Verkündigung. Auch die apostolische Verkündigung ist zu messen an dem Worte und dem Leben Jesu. Man mag dagegen sagen: Auch die Evangelien geben uns doch nur den Eindruck wieder, den Leben und Wort Jesu auf die Seinigen gemacht haben. Gewiß, aber die apostolische Verkündigung führt uns in die selbständige Gedankenarbeit der Boten Christi nach seinem Abscheiden ein, mit der sie den Gemeinden dienten, die sie gründeten und bewahrten. Diese Verkündigung hat doch für den Christen eine andre Bedeutung als das Evangelium vom Leben und von dem Worte Jesu. Wir möchten darum mit aller Entschiedenheit dafür eintreten: die Synoptiker gehören in der neutestamentlichen Bibel voran. Aber auch dafür: die vierte Schrift muß das Johanneische Evangelium sein. Selbstverständlich ist unsre Wertung davon dieselbe wie bei Zittel. Aber eben darum gehört dieses Evangelium nicht an das Ende des Neuen Testaments. Es ist und bleibt Evangelium, wenn auch das, was es giebt, viel weniger den **unmittelbaren** Eindruck des Wortes und des Wirkens des Heilandes wiederspiegelt. Uebrigens tritt Zittel selbst unbewußt dafür ein. Denn wollte er darauf Gewicht legen, daß in dem Johanneischen Evangelium der Abschluß der schriftstellerischen neutestamentlichen Bewegung stattgefunden habe, so dürfte er nicht mit der Apokalypse schließen. Da hier bei ihm der Gesichtspunkt der **dogmatischen** Wertung durchschlägt, so hätte dieser auch betreffs der andern Schriften seine Anwendung finden müssen.

Noch einiges Aeußerliche haben wir zu erwähnen. Zuerst wünschen wir, daß der Verfasser bei einer neuen Auflage die neuere Orthographie gebrauche. Will er auch darin nicht so weit gehen wie z. B. die Protestantische Kirchenzeitung, so empfiehlt es sich doch, nach den Regeln zu verfahren, die überall mehr und mehr durchdringen und sicher zur allgemeinen Geltung gelangen werden. Es berührt nachgerade altertümlich, wenn man die gänzlich unnötigen h, ß, dt u. s. w. findet. Sodann aber bedarf es einer sehr genauen Durchsicht des ganzen Werkes; denn die Unregelmäßigkeiten in der Schreibweise und die Druckfehler sind leider **sehr häufig**. Merkwürdigerweise wird „jeder," „alle," „niemand," ja „jener," „beide" groß geschrieben, dann aber wieder klein. Auf derselben Seite variirt diese Schreibweise (vergl. S. 4 und 5). Adverbiale Bestimmungen werden bald so, bald anders geschrieben, z. B. „am wenigsten" und „im Allgemeinen" (S. 7 in der Anmerkung). Zahllos sind solche Ungleichmäßigkeiten fast auf jeder Seite. Ebenso steht es mit den Druckfehlern. Diese haben sich sogar in das Inhaltsverzeichnis eingeschlichen. Die „Uebersicht der gemeinsamen Stücke der drei ersten Evangelien" beginnt nicht S. 162, sondern S. 161. Selbst im Bibeltext kommen Fehler vor: S. 254, Matth. 22, 34 heißt es: „daß er die Sadducäer zum Schweigen gebracht hatten"; S. 7, vorletzter Absatz: „Himmelsräume" muß heißen „Himmelsräumen"; S. 449, vorletzter Absatz muß es statt „Mittag" „Mitternacht" heißen. Es würde zu weit führen, wollten wir in diesen Aufzählungen fortfahren. Genug, die Korrektur ist ungenügend.

Indem wir unsre Anzeige schließen, wünschen wir, daß dieses Buch in vielen, sehr vielen Familien Eingang finde, und daß es dazu diene, die neutestamentliche Bibel beim protestantischen Volke heimisch zu machen. Teichmann

(Die Jugend Zinzendorfs im Lichte ganz neuer Quellen) Von Gneomar Ernst von Natzmer. Eisenach, 1894. 5,75 Mk.

Dieses Buch bietet auf Grund noch nicht veröffentlichter Briefe der Eltern Zinzendorfs und der Tagebücher des jungen Zinzendorf eine außerordentliche Bereicherung der Kenntnis der neueren Kirchengeschichte, besonders der Entwicklung Zinzendorfs. Zunächst wird die früher verbreitete Anschauung von dem Einfluß der Großmutter des Grafen, der Frau von Gersdorf, sehr korrigirt. Die Eltern Zinzendorfs, sein Stiefvater von Natzmer und besonders seine Mutter haben, wie aus den Briefen hervorgeht, in erster Linie die Erziehung geleitet, seine

Großmutter hat nur aushilfsweise daran Anteil genommen. Die Mutter kannte ihren Sohn sehr genau, und mit dem tiefsten sittlichen Ernst und der größten Offenheit bemühte sie sich, ihrem Sohn, der neben einer lebendigen, allerdings oft extravaganten Religiosität zum Hochmut, zu einem Wesen, das lieber andre als sich erzog, auch zu einer gewissen Unwahrhaftigkeit neigte, mit Erinnerungen und Ratschlägen zur Seite zu stehen. Trotzdem war der Einfluß der Mutter auf die Erziehung des Knaben nicht immer ein glücklicher. Durch ihre Briefe an Francke vor seiner Aufnahme in das Hallische Pädagogium säte sie Mißtrauen bei seinen Lehrern gegen ihren als hochmütig geschilderten Sohn. Die Mittel, die in Halle angewendet wurden, um Zinzendorf zu demütigen, zeigen uns die Hallische Anstalt nicht im besten Lichte, obwohl Zinzendorf, auch als die Wege auseinandergingen, Francke stets ein gutes Andenken bewahrt hat. Ein weitrer Mißgriff in der Erziehung des Jünglings ist seine Unterstellung unter den Hofmeister Crisenius, einen habgierigen, unwürdigen Menschen. Unter diesem Manne, der die Frömmigkeit seines Zöglings verspottete, hat der religiöse, reich begabte Jüngling, wie wir aus seinem Tagebuch sehen, schmerzlich gelitten. Die Hauptschuld trifft auch hier die Mutter, die in die Entlassung des Mannes nicht willigen wollte, wenngleich Zinzendorf dadurch einen Teil der Schuld trägt, daß er sich in den Briefen an seine Eltern über sein Verhältnis zum Hofmeister nicht offen aussprach. Das Buch schließt mit dem Ende des Aufenthalts Zinzendorfs auf der Universität Wittenberg 1719. Interessant ist es, daß man hier ihn, den neunzehnjährigen Jüngling, zum Vermittler der Aussöhnung zwischen der Wittenberger Orthodoxie und dem Hallischen Pietismus wählte. Dieses Ereignis mußte natürlich dem Ehrgeiz des jugendlichen Zinzendorf schmeicheln, aber es zeigt auch, daß man seine hohe Bedeutung schon damals erkannte. Alle Forscher über Zinzendorfs Leben werden an diesem Buche nicht vorübergehen dürfen; aber auch die, die sich über die Entwicklung dieser religiös wichtigen Persönlichkeit interessiren, werden es mit großer Anregung lesen, zumal da die Selbstmitteilungen und die Briefe seiner Angehörigen uns zeigen, unter welchen oft schwierigen Verhältnissen der Stifter der Brüdergemeinde herangereift ist. Georg Grützmacher

(Mein Sohn) von Salvatore Farina. Zwei Bände. Engelhorns Romanbibliothek. Brosch. 1 Mk.

Noch vor Jahrzehnten war dem Dichter eine fesselnde Handlung, ein tauglicher Stoff die Hauptsache, und die Ausführung kam ihm in zweiter Linie. Heute verfällt man oft in das andre Extrem: Der Stoff dient nur als Gerät, an dem der Dichter uns seine psychologischen Kunststücke vormacht und die Feinheiten seiner Charakterisirung aufzeigt. Nicht alle Farinaschen Romane verdienen diesen Vorwurf; von den neun seiner Romane und Novellen, die mir bekannt sind, möchte ich jedem, der sich mit Farinas Eigenart befreunden kann, aufs wärmste empfehlen: „Blinde Liebe" (Reclams U.-B. 1797—98), „Der Schatz Donninas" (U.-B. 2047—49) und vor allem „Mein Sohn." Farinas ältester Sohn, dessen teils wirkliche, teils ideale Lebensgeschichte wir hier vor uns haben, hat gar keine großen Erlebnisse zu verzeichnen. Er wächst auf unter dem warmen Schein der Liebessonne, treu behütet von seinen Eltern, er ist so reizend und so ungezogen, so klug und so thöricht wie alle Kinder, er macht alle die Phasen durch, die uns das erwerben lassen, was wir Lebenserfahrung nennen; schließlich wird er ein angesehener Rechtsanwalt. Bei diesem einfachen Lebensgange weiß uns der Dichter so viel zu erzählen, alle Augenblicke macht er Halt, knüpft an einen Vorübergehenden seine Gedanken, an ein Erlebnis ein treffendes Wort; immer sehen wir etwas und staunen darüber, wie ein einfaches Leben dem offnen Blick doch so reich ist. „Nur dem ist arm das Leben, der es mit armen Augen sieht" (Otto Ludwig). Aber auch hier ist nicht alles stiller Friede, ungetrübtes Glück. Am sonnigen Himmel steigen dunkle Wolken auf, drohend zieht sich ein Wetter zusammen und fordert sein Opfer. Nur langsam richten sich die Trauernden wieder auf: Großvater ist nicht mehr da! — Allmählich schließt sich die Lücke, der alte Sonnenschein kehrt wieder, das alte Glück lebt wieder auf, aber auf jedem Gesicht findet sich ein wehmütig-schmerzlicher Zug, wie ihn jeder große Verlust hinterläßt. Gerade jene dunkeln Stunden, die in dem Genre der Kindergeschichten fast zur Regel geworden sind, möchte ich nicht entbehren; ohne sie kämen uns jene Geschichten unnatürlich vor, denn wir alle kennen kein reines ewigdauerndes Erdenglück. Ich weiß nicht, ob Evangelina Recht hat: „Unsre Freuden folgen uns im Leben; die Leiden nicht, denn das Herz begräbt sie." Das ist vielleicht eine Illusion, aber doch schön, nicht wahr? Pl

(Das Christentum und die Frauenfrage) Von Lic. P. Kirmß, Prediger an der Neuen Kirche zu Berlin. Berlin, Karl, Georg Wiegandt. 60 Pfge.

Die Unklarheit über das Wesen der heutigen Frauenfrage ist noch sehr groß. Den einen ist sie bloß die Frage der bösen „Frauenemanzipation" und darum verhaßt, den andern (so Bebel) die Befreiung von der Arbeit zu wissenschaftlichem und künstlerischem Genuß. Der Verfasser obigen Schriftchens erwirbt sich ein Verdienst, indem er als Kernpunkt die Befreiung der Frau zu sittlicher Selbständigkeit und zu wahrhaft nutzbringender Arbeit hinstellt. Die Frage ist recht verstanden eine sittliche, christliche Frage. Ihre Behandlung durch Kirmß ist edel, weit und auf wirkliche Kenntnis der thatsächlichen Frauennot gebaut, vor allem aber tief evangelisch. Es sei darum die vorliegende Arbeit allen denen, die unter dem Druck jener Frage stehen und nach einem lösenden christlichen Wort suchen, dringend und herzlich empfohlen. v B

(Zu unsrer Notiz über das Protokoll des Fünften Evangelisch-sozialen Kongresses) in voriger Nr. haben wir zweierlei nachzutragen.

Erstens beträgt der Preis des Buches nicht 2 Mk., sondern 2,50 Mk. Zweitens bitten uns die Herren Verleger, darauf hinzuweisen, daß die Schuld an dem späten Erscheinen des Berichtes nicht ihnen zuzuschreiben ist. Es lag das vielmehr an den zahlreichen Korrekturen und Revisionen, die erforderlich waren, um einen fehlerfreien und genauen Text herzustellen. Die Verlagsbuchhandlung glaubt die Versicherung geben zu können, daß in künftigen Jahren der Bericht wenige Wochen nach Schluß des Kongresses veröffentlicht werden wird. D H

(Zeitungsanzeige) Im Daheim Nr. 43 findet sich folgendes Angebot: „Cand. theol., pro lic. conc. gepr., mit günst. Zeugn., stattl. Erscheinung, energ., sucht Stell. als Reisebegleiter od. Hauslehrer. Off.: Nr. 7476, Daheim-Exped., Leipzig."

(Kaiser Wilhelm II. über Zola) Aus der „nächsten" Revue de Paris teilt die Frankfurter Zeitung Nr. 212 Erinnerungen von Jules Simon an unsern Kaiser mit. Er erzählt u. a.:

Ich wollte seine Ansicht über unsre gelesensten Schriftsteller wissen. Er ließ sich nicht bitten. In jenem Augenblick hatte er eine Bewunderung und eine Antipathie; die eine wie die andere waren gleich leidenschaftlich. Die Bewunderung hatte Ohnet zum Gegenstand, den er mir in einigen Worten rühmte mit dem Talent eines Berufskritikers. Die Antipathie richtete sich gegen Zola. Ich muß hinzufügen, daß sie äußerst heftig war. Ich versuchte meinen berühmten Landsmann zu verteidigen und sagte, er sei ein unvergleichlicher Erzähler und ein tiefer Beobachter.

„Ich will gern zugeben, daß er große Vorzüge hat," sagte mir der Kaiser, „aber nicht diesen dankt er seinen Erfolg, sondern den moralischen Gemeinheiten (vilenies) und den Schmutzereien (saletés), mit denen er seine Schriften vergiftet. Solchen Dingen geben Sie in diesem Augenblick den Vorzug, — das entzückt Sie, — und das giebt den Ausländern das Recht, ein strenges Urteil über Ihren moralischen Zustand zu fällen."

Ich litt sehr, während er das sagte — umsomehr, als der Kaiser keinerlei Uebelwollen, keine vorgefaßte Meinung gegen uns hineinlegte.

Und er fuhr fort: „Man sagt, daß er ein neues Buch veröffentlichen wird. Sie werden sehen, wie man es verschlingen wird. Ihre ganze Litteratur wird vor diesem Meisterwerk verschwinden." (Ich erkühnte mich zu sagen, daß man es auch in Berlin lesen würde.) „Jawohl," sagte der Kaiser, „aber mit Abscheu. Das Buch wird hier nur sehr dünn gesäte Leser finden, bei Ihnen aber wird es in aller Händen sein."

Er täuschte sich. Am Tage darauf musterte ich die Schaufenster der großen Buchhandlungen; man sah dort nichts als Zola. Die Buchhändler hatten für den Augenblick alle andern Bücher verschwinden lassen, damit er mehr in die Augen falle. Ich erfuhr, daß mehrere große Häuser die Bestellung telegraphisch erneuert hatten. . . . R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 32 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Hungersnot in Ostafrika

Nach den neuesten Mitteilungen aus Ostafrika ist das Land, nachdem Heuschreckenschwärme die Ernte vernichtet haben, von großer Not bedroht. Missionar Krämer schreibt aus Tanga: „Schon vor drei Monaten waren kurz nach der Aussaat Schwärme von Heuschrecken hier. Reis, Mais und Mtama waren im Nu von den Pflanzungen verschwunden. Doch war der erste Zug nicht so gefährlich, obwohl reiche Ernten durch ihn geschädigt wurden. Wenigstens blieb das Laub auf den Bäumen geschont, und da es auch noch früh im Jahre war, hatten die Eingebornen Gelegenheit, neue Pflanzungen anzulegen. Für das Negerkorn war es freilich zu spät, aber Reis wurde noch gepflanzt. Bei einem Ritt nach einem Außenplatz traf ich noch schöne, blühende Reisfelder an. Heute aber ist alles dahin.

Eines Tages kam ich aus dem Zimmer und sah, wie die Luft von Heuschrecken erfüllt war. Mit Sturmesbrausen zogen sie einher. Das Tageslicht wurde von den großen dicken Scharen in Dämmerung gehüllt. Bei einem Gang nach dem Zollamt mußte ich mir den Weg mit dem Stock erkämpfen; so dicht saßen und flogen sie allenthalben umher. Bald hatten sie die Palmen besetzt. Die Zweige neigten sich unter der schweren Last, die auf ihnen lag. Ich kam nach Hause und sah unsre Maispflanzung; da waren nur noch die Stengel, die wie Besenstiele dastanden. In einer Zeit von zwanzig Minuten war alles kahl gefressen. Und welche Verwüstung auf den Palmen! Nur noch die Rippen der mächtigen Zweige wiesen traurig in die Luft. Ebenso kahl und traurig sahen die Bananen aus.

Die armen Eingebornen! Das wird eine arge Hungersnot hier geben. Schon einmal, vor etwa zwanzig Jahren, wurde das Land von einer solchen Heuschreckenplage heimgesucht. Die Eingebornen nennen jenes Jahr mwaka wa njaa (Jahr des Hungers). Da haben Leute, um sich Essen verschaffen zu können, ihre eignen Kinder verkauft. Die Wabondei gruben Wurzeln, aßen sie und wurden davon krank, und ihrer viele starben.

Solche schrecklichen Folgen werden jetzt durch die Fürsorge der Regierung zum Teil wohl ausgeschlossen sein. Aber unsre Missionskasse wird infolge der Hungersnot und Teuerung sehr leiden; denn unsre Pflegebefohlnen wollen leben. Wer ein erbarmungsvolles Herz hat, der helfe uns, der Not zu wehren und den Hunger zu stillen."

Von Kisserawe in Usaramo berichtet Missionar Greiner: „Die Heuschrecken sind in Kola, Sungui, Maneromango und an andern Orten nun zum drittenmale und haben alles verheert. Der Hunger wird groß werden. Klein und Groß drängt sich jetzt schon zur Arbeit heran. Bis zu dreißig und vierzig muß ich täglich wieder wegschicken, weil ich nicht alle beschäftigen kann. Den im Gebüsch wohnenden Elenden werden wir freilich nicht allen Hilfe bringen können. Aber was noch jung und rüstig ist, wird sich wohl auf die Beine machen und Verdienst suchen. Ob sie ihn immer finden werden? Und wie manch armes, schwaches Kind, wie mancher gebrechliche Alte, wie manches Mütterchen wird im Busch verhungern müssen, wenn wir sie nicht aufsuchen und ihnen Hilfe bringen!"

Das ist ein ergreifender Hilferuf. Unsre Stationen werden die Zufluchtsstätten vieler Elenden werden, da sie von ihnen die erste Hilfe erwarten und eine Zurückweisung doppelt bitter empfinden würden. Die Mission ist aber bei den geringen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, außer stande, den Hunger des armen Volkes zu stillen. Da muß die Hilfe in der Heimat kräftig einsetzen. Die arbeitsfähigen Leute möchten wir, bloß um ihnen Gelegenheit zum Verdienst zu geben, gern beschäftigen; aber dadurch wird uns manche hohe Ausgabe erwachsen. Die armen Hilflosen aber, die nichts mehr leisten können, strecken ebenfalls flehend ihre Arme nach uns aus. „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset," spricht der Herr. Auch auf die hilflosen Afrikaner weist er jetzt und mahnt: „Brich dem Hungrigen dein Brot!" Gaben zur Stillung der Hungersnot werden von dem Unterzeichneten herzlich und dringend erbeten. Quittung über die eingegangnen Gaben wird in den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" geleistet werden.

Berlin, den 27. Juli 1894

Missionsinspektor Winkelmann,
Berlin N, Müllerstr. 160.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche**, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben erschienen:

13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.

Es sind bisher erschienenen:

1. **Der rechte evanglische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum."** Von D. Adolf Harnack, ord. Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des echten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus.** Von Lic theol. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 31: Der Achtstundentag in der Wirklichkeit — Unentgeltliche Rechtsbelehrung. Von Karl Lothar Wenz — Die Pfarrwahl — Von den Brettern, die die Welt bedeuten (Schluß) — Marie Neander, Novelle von Otto Verbeck (Fortsetzung) — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Sozialreform im Beamtentum; Zur Währungsfrage; Junge Bummler — Litteratur — Schwarzes Bret

Nr. 32: Die Ermordung Carnots und das französische Heer — Etwas vom Handwerksmann — Reisen als Mittel der Jugendbildung — Neue Erde. Ein norwegischer Roman — Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck (Schluß) — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Utopisches; Der Schulchan Aruch als Lehrbuch; Ein Standpunkt der deutschen Geschichte; Ein führender Schriftsteller — Litteratur — Schwarzes Bret

Dr. Amelungs Kuranstalt **Königstein im Taunus**
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Soeben ist erschienen:

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Betrachtungen eines Laien über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Ein neues Erholungshaus.
Ruheort für Erholungsbedürftige m. stillem Aufenthalt in christl. Hausgemeinschaft. Freie Aussicht, freundl. Anlagen, prächt. hohe Aussichtspunkte u. Ruheplätze, reizende Umgegend. — Zimmer hoch, alle mit Blick ins Grüne. — Speisesaal, Lesezimmer. — Gemütl. Verkehr mit den Hausgenossen. Gemeins. Andachten. — **Heilkräftige Soole.** Bäder auch im Haus. Pension von 4,50 Mk. an. 2—3 Pers. gemeins. entspr. billiger. Prospekt und Näheres durch Pfarrer **H. Faulhaber** in Schw. Hall, Württ.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 30: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Lehrstreit in Baden; Zu der Laieneingabe an die württembergische Landessynode — Römische Kirche: Professor Graf Baudissins Rede beim Kommers der Thuringia; Ein interessantes Gegenstück zum „Fall Stöck" — Evangelische im Auslande: Die erste iberisch-deutsche Pastoralkonferenz; Das Werk unter den zerstreuten Protestanten in der Schweiz; Einigung zwischen Pastor Terlinden und Dr. Hülsen in Sachen der Lutherkirche in Rom — Personalien

Nr. 31: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber den Fortschritt des Gemeindegedankens in Württemberg; Eingabe an die württembergische Landessynode; Zum 350jährigen Jubiläum der Albertusuniversität zu Königsberg; Theologische Konferenz im Großherzogtum Hessen — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Aus den Jahresberichten der Hauptvereine

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses von Professor D. **Otto Baumgarten**

Erschienen sind:

I. Reihe:

- Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
- „ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
- „ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage
- „ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
- „ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
- „ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
- „ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
- „ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
- „ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

II. Reihe:

- Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
- „ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
- „ 3. **Kamp,** Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
- „ 4/5. **Hirsch-Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
- „ 6. **Arndt,** Die Religion der Sozialdemokratie
- „ 7. **Weiß,** Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage
- „ 8. **Traub,** Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine
- „ 9. **Faißt,** Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit. Zur Orientirung und Besprechung speziell für evangelische Arbeitervereine

Preis des Heftes 50 Pfge.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Der **Verband deutscher evangelischer Irrenseelsorger** wird am **19. September** seine 5. Konferenz in **Nürnberg** (Evangelisches Vereinshaus in der Bücherstraße) abhalten. Vormittags 8 Uhr: Erbauliche Ansprache: P. Wilken aus Schwerin. Jahresbericht: P. Knodt, Vorsitzender, Münster i. W. Die Bedeutung der Psychologie für den Irrenseelsorger: P. lic. theol. Theel aus Paterswalde und P. Hörner aus Kaufbeuren. Litterarischer Bericht: P. Hafner aus Elberfeld. Das Wartepersonal in den Irrenanstalten und die Aufgabe der Geistlichen demselben gegenüber: P. Emmelmann aus Deersheim und P. von Bodelschwingh aus Bielefeld.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,
enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch
Rektor Kühne

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

—• Preis broschirt 2 Mark, geb. 3 Mark •—

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilhelm Speck

—• Preis broschirt: 2 Mark •—

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

—• Preis broschirt 3 Mark •—

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Rehtwisch & Langewort in Berlin und von der Buchhandlung der Berliner Stadtmission in Berlin